HV Slg 1461/10

Patrick

Constable

Samojeden im Sommer.

Samojeden im Winter.

Sammlung
anmuthiger und wahrhafter
Geschichten,
zur
Bildung der Rechtschaffenheit
und Tugend,
aus
größern Werken und fremden Sprachen
zusammengetragen.

Zehnter Band.

Augsburg,
in der Joseph-Wolffischen Buchhandlung,
1790.

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. des Histor. Vereins

Vorbericht.

Wir haben in den vorigen Bänden die Entdeckung von Amerika geliefert, und wahrgenommen, daß diese Entdeckungsreisen Beyfall gefunden, welches uns auf mehr dergleichen zu denken veranlaßte. Wir fanden in der Sammlung von Reisebeschreibungen des Herrn Campe wirklich einige, die sich daher schickten; aber es zeigte sich auch, daß dieser sonst so beliebte und nützliche Schriftsteller öfters Dinge einmenget, die

eben so wenig zur Sache gehören, als sie vielmehr angebracht zu seyn scheinen, den Katholiken und ihrer Religion eine verhaßte Gestalt zu geben. So heißt es z. B. in der Reise des Vasco de Gama, daß die Portugiesen zu Melinde indianische Christen angetroffen, welche sie, weil sie türkisch gekleidet waren, der Religion wegen auf die Probe stellten, und ihnen Gemälde vorlegten, welche die Jungfrau Maria und Apostel vorstellten, und da nun diese vor den Bildern niederfielen, ihnen ihre Verehrung zu bezeugen, waren solche in den Augen der Portugiesen vollkommene Christen: Denn, sagt Herr Campe weiter, die Verehrung der Heiligen war damals der wesentlichste Theil der christli-

chen Religion, so wie er es bey vielen schlecht unterwiesenen Katholiken noch jetzo ist.

In seiner Reise von Hamburg in die Schweitz, heißt es, von der Irmensäule zu Hildesheim, auf der nun ein Muttergottesbild, statt der ehemaligen Götzen steht, und so wird denn dieses Denkmal aus den Zeiten des Heidenthums noch immer angebethet 2c.

Aber lieber Gott! wie unwissend, wie unbelesen muß Herr Campe in der katholischen Religion seyn, von der er doch so richterlich und entscheidend urtheilen will? Wo stehts geschrieben, daß wir ein Bild anbethen, wenns

auch ein Bild Gottes wäre? heißt denn das gleich anbethen, wenn man aus Ehrfurcht für einen Heiligen, für einen Freund Gottes vor dessen Bildniß auf die Knie, (nicht niederfällt) sondern sich gemächlich niederläßt, wie es unter uns Katholiken geschieht? Wir verehren, oder bethen nur das an, was uns das Bild vorstellt, wie es unsere Katechismen genugsam beweisen, worinn man die Verehrung und Anrufung der Heiligen wohl als eine nützliche und erlaubte Sache, aber bey weitem nicht, als das wesentlichste unserer Religion, vorgetragen finden wird. Wenn es wirklich so schlecht unterrichtete Katholiken geben soll, die die Verehrung der Heiligen als eines der wesentlichsten Stücke unserer Religion

gion achteten, und den Bildern eine andere Ehre bezeigten, als unsere Kirche lehret, was wird denn Herr Campe dadurch anders beweisen, als daß es unter uns noch einige schlecht unterrichtete Christen giebt: und dergleichen solls unter den Protestanten nicht geben?

Im zweyten Bande auf der Reise von Basel über die vier Waldstädte, heißt es: **die herrschende Religion** dieser Gegend ist die Katholische, man hört auch von Leuten, die einem hier begegnen, nicht den in protestantischen Ländern gewöhnlichen Gruß: Guten Morgen! guten Tag! sondern den unter den Katholiken üblichen, einem prote-

stantischen Ohr etwas sonderbar klingenden: Gelobt sey Jesus Christus! worauf man nicht etwa großen Dank; sondern in Ewigkeit erwiedern muß. Wozu diese frömmlende Sprache bey Gelegenheiten, wo doch wohl schwerlich Jemand bey dem, was er da so mechanisch sagt, auch nur im mindesten etwas den Worten entsprechendes zu denken pflegt?

Wer hätte vor einigen Jahren erwartet, daß Protestanten den Katholiken einen solchen Vorwurf machen sollten? Protestanten, von denen wir immer hören müssen, was auch Herr Campe, wie oben zu lesen, beylich sagen will, daß wir Christum auf die

Seite setzen, und die Heiligen anbethen, oder Christo die Ehre entziehen, und sie den Heiligen zueignen? Was diesen Gruß selbst betrift, wollen wir dem protestantischen Herrn Campe einen andern Protestanten entgegen stellen, welcher sagt:

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
Wovon du (Christus) Ziel und Seele
bist!

Wem regt beym Gruß sich nicht die
Zähre,
Gelobet seyst du, Jesus Christ!

Verflucht sey der, der Christi Namen
Sonst nennt, und nicht ein frohes
Amen

Antwortet: nicht mit Bruderblicken,
Nicht sagt mit innigsten Entzücken:
In Ewigkeit, in Ewigkeit
Sey Jesus Christ gebenedeyt *).

So viel vom Gruße selbst; daß aber schwerlich Jemand bey Aussprechung dessen etwas der Sache entsprechendes denken soll, dieses dünkt uns ein so frevelhaftes Urtheil zu seyn, das nur ein Herz voll Leidenschaft und Vorurtheil hervor bringen kann.

Eben diese, und dergleichen Ausfälle auf uns Katholiken sind die Ursache, daß man Campens Schriften, so nützlich sie übrigens wären, unserer

Jus

*) Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche.

Vorberiche.

Jugend nicht in die Hände lassen darf, und daß man sich derselben gleichwohl, nachdem sie vom Gifte gereinigt, bedienen muß, nur bedauernd, daß die protestantische Jugend wider die katholische Religion mit so manchen Irrthümern geärgert wird.

Ver-

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Geschichten.

Jakob Heemskerks und Wilhelm Barenz, nördliche Entdeckungsreise und merkwürdige Schicksale — — — S. 1.

Merkwürdige Abentheuer vier rußischer Matrosen — — — — 113.

Der Aufruhr in Antiochien — — 155.

Geschichte der Tempelherren und ihrer Aufhebung — — — 203.

Geschichte Eleonore Königinn von Hungarn. 236.

Jakob

Jakob Heemskerks,
und
Wilhelm Barenz,
nördliche
Entdeckungsreise,
und
merkwürdige Schicksale.

§. 1.

Einleitung.

Diese Reise ist in sehr kalte, und öde Gegenden gerichtet, nämlich nach Spitzbergen und Nova Zembla, zwo Inseln im Eismeere, weit über Norwegen

hinauf nach dem Nordpol zu, da liegt die eine, die Spitzbergen heißt, die andere, die noch viel größer ist, liegt gegen der rechten Hand zu, nahe an die nördliche Küste von Asien, und die heißt Nova Zembla, das ist Neuland. Diese Insel wird durch ein Meerenge von Asien abgeschnitten, welche Waigaz genannt wird.

Daß es in diesen Gegenden außerordentlich kalt sey, wird niemand Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß sie so tief in Norden liegen; wenn man nun erst bedenkt, daß daselbst, während eines großen Theils des Jahrs die Sonne gar nicht aufgehet, und es also in dieser Zeit unaufhörlich Nacht ist (denn wie man behaupten will, währet zu Spitzbergen die Nacht vom 18. October bis zum 14. Februar) so wird die fürchterliche Kälte begreiflich werden, die da herrschen muß.

Die Absicht derjenigen Reise, die da beschrieben wird, war nichts anders, als einen kürzern Weg nach Ostindien zu finden, als

als derjenige ist, auf welchem die Europäer bisher dorthin kamen, und aus Holland erst durch den Kanal, dann im atlantischen Weltmeere, Frankreich, Spanien und Portugal vorbey, nach den kanarischen Inseln, von da an der afrikanischen Küste hinunter nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf der andern Seite Afrika wieder hinauf nach der Insel Java, von da wohl noch weiter hinauf nach China oder Japan segeln mußten, um allda Thee oder Gold einzutauschen.

Man könnte denken, diese Fahrt wäre leicht ausfindig zu machen, welcher man schon einen Namen geschöpft, und die nördliche Durchfahrt nannte; allein man hat es bisher nicht nur schwer gefunden, sondern wohl gar noch nicht zu Stande gebracht. Schon zweymal hatten die Holländer versucht, diese nördliche Durchfahrt zu bewerkstelligen, aber jedesmal vergeblich. Den dritten Versuch unternahmen sie mit zwey wohlausgerüsteten Schiffen, wovon Jakob Heemskerk, Kommissarius oder Befehlshaber,

Wilhelm Barenz Obersteuermann auf dem einen, Cornelius Ryp auf dem andern war.

§. 2.

Abfahrt von Amsterdam, Entdeckung der Bäreninsel, und der Insel Spitzbergen.

Es war zu Anfang des Maymonats im Jahre 1596, als unsere Seefahrer von Amsterdam aus unter Segel giengen. Den 18ten steuerten sie bey Vlieland, eine der Inseln, von welchen die Süderseee eingeschlossen wird, vorbey, und segelten in die Nordsee. Wind und Wetter waren günstig; daher giengs denn auch, als flögen sie davon, und vier Tage darauf hatten sie schon die schetlandischen oder hittlandischen Inseln im Gesichte, die man oben im deutschen Meere zwischen Schottland und Norwegen auf der Karte von Europa finden kann. Ueber hundert deutsche Meilen in vier Tagen! das mußte rasch gehen.

Die Fahrt gieng immer gerade auf den Nordpol zu. Einige Tage darauf waren sie schon der Insel Island gegenüber, in derjenigen Gegend des nördlichen Ozeans, über welche man im Gedanken den nördlichen Polarzirkel gezogen hat. Am ersten Junius, also vierzehn Tage nach Ihrer Abreise von Vlieland, hatten sie schon den 70ten Grad der nördlichen Breite zurück gelegt, und an diesem Tage blieb Ihnen zum erstenmale die Nacht aus. Denn nun waren Sie bis dahin gekommen, wo in dieser Jahreszeit die Sonne einige Monate gar nicht untergeht, sondern immer über dem Horizonte stehen bleibt, indem sie an demselben in 24. Stunden rund herum zu laufen scheint. Man stelle sich einmal etwas lebhaft vor, wie sonderbar einem dabey zu Muthe seyn müße, wenn man aus einem Lande kömmt, wo Tag und Nacht beständig mit einander abwechseln, und sich nun auf einmal in eine Gegend versetzt sieht, wo die Sonne des Abends am Himmel stehen bleibt, und die ganze Nacht durch eben so helle, als am Tage scheint. Nun sollte man wohl

meynen, in einer solchen Gegend müße es in derjenigen Jahrszeit wenigstens, in welcher die Sonne da gar nicht untergeht, unausstehlich heiß seyn, weil wir bey uns im Sommer es meistentheils den Nächten zu verdanken haben, daß die Luft nach einem schwülen Tage sich wieder abzukühlen pflegt. — Aber nein; in diesen hohen nördlichen Gegenden hat man, trotz des immerwährenden Sonnenscheins, sich in der wärmsten Jahreszeit, so wenig über Hitze zu beschweren, daß vielmehr unsern Reisenden die Zähne im Munde klapperten. — Sonderbar! — woher doch das wohl kommen mag? — Daher, weil die Sonne oft mitten im Sommer ohngefähr so niedrig am Himmel steht, wie bey uns an den kürzesten Wintertagen. Da können also auch Ihre Strahlen nur so von der Seite, oder schief auf diese Weltgegend fallen. Nun ist bekannt, daß es in einem Zimmer viel heißer wird, wenn die Sonne ihm gerade gegenübersteht, als wenn sie nur so von der Seite darauf scheint. Man begreift also, daß es da oben, trotz des ununterbrochenen Tages, auch im Sommer

nicht

nicht viel wärmer werden könne, als es etwa bey uns an einem schönen Wintertage ist, und nun wird man sich nicht mehr wundern, zu hören, daß unsre Reisende sich bald darauf mitten unter großen Eißschollen befanden, welche weit und breit das Meer bedeckten,

Es war am 5. Junius, als diejenigen, welche auf dem Verdecke waren, auf einmal ein großes Geschrey erhuben, und ihre Kameraden herbey riefen, um eine ungeheure Menge Schneegänse zu sehen, welche daher geschwommen kamen. Alle liefen herbey, und freuten sich schon zum voraus auf die schönen Braten, die es da geben würde, wenn sie Gelegenheit hätten ein paar dutzend davon zu schiessen. Aber als sie die Augen recht aufgerissen, und einen Augenblick unverwandt hingesehen hatten, wurden sie gewahr, daß ihre Kameraden sich geirret, und Eisschollen, die mit Schnee belegt waren, für Schneegänse angesehen hatten. Bald darauf waren sie mitten darunter. Den Appetit nach Gänsefleisch mußten sie sich denn wohl vergehen lassen.

Ein paar Tage vorher hatten sie eine andere sonderbare Erscheinung, und zwar am Himmel gehabt. Sie sahen nämlich auf einmal drey Sonnen am Himmel stehen, und was dieß Schauspiel noch wunderbarer machte, das waren drey Regenbogen, welche sich in der Gegend dieser Sonnen durchkreuzten. Und was möchte denn das zu bedeuten haben? Hat man in jenen nördlichen Gegenden etwa wirklich mehr als eine Sonne? oder gieng es bey dem, was diese Leute hier zu sehen glaubten, etwa nicht mit rechten Dingen zu? — — Ich will es erklären.

Auch bey uns sieht man zuweilen zwey drey, oder mehr Sonnen, auch wohl zur Nachtzeit eben so viel Monde am Himmel stehen, die man Nebensonnen, und Nebenmonde zu nennen pflegt. Das kommt nun daher; es befinden sich zuweilen solche Dünste in der Atmosphäre, oder Dunstkreise, durch welche die Sonnenstrahlen nicht hindurch dringen können, sondern von denen sie, wie von unsern Spiegeln, zurück prellen.

Der-

Dergleichen Dünste machen daher eine Art von Spiegeln aus: denn indem die Sonnenstrahlen von ihnen zurück geworfen werden, und in unsre Augen fallen, so sehen wir auf Ihnen das Bild der Sonne, oder, wenn es Strahlen des Mondes waren, das Bild des Mondes. Gewöhnlich pflegt eine solche Lufterscheinung bey uns sich im Winter zu ereignen, und zwar zu einer Zeit, wenn viele feine Dünste in der Luft zu kleinen Eistheilchen gefroren sind. —

Unsere Seefahrer schifften nun einige Tage lang, durch lauter Eisschollen hin, welche je weiter sie kamen, immer größer und dicker wurden. Am 9. Junii entdeckten sie Land; Sie sahen auf ihren Karten nach, um zu erfahren, was für eins es wohl seyn möchte, aber diese zeigten Ihnen an der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, nichts. Sie merkten also, daß es ein noch unbekanntes Land seyn müße.

Man steurte darauf zu, und sahe nun deutlich, daß es eine ungefähr fünf Meilen

lange Insel wäre. Nachdem sie die Schiffe vor Anker gebracht hatten, stieg ein Trupp von ihnen in die Chalouppe, und fuhr ans Land. Das erste was sie hier erblickten war eine große Menge Meveneyer, die sie fleißig einsammelten, um einen Abendschmaus davon zu halten. Hernach kletterten sie, um sich umzusehen, auf einen Berg, der so steil war, als wenn er mit Fleiß nach dem Bleyloth wäre ausgehauen worden.

Es wurde Ihnen sauer; indeß kamen sie doch glücklich hinauf, aber nun war die Frage, wie sie wieder hinunter kommen sollten! Daran schienen sie beym hinauf klettern gar nicht gedacht zu haben. Nicht ohne Schaudern blickten sie hinab, und sahen nun mit Reue, wie viel sie ohne Noth gewagt hatten; Denn zur Vergrößerung der Gefahr standen am Fuße des steilen Berges, lauter spitzige Felsenstücke, auf welche man gar unsanft niederfallen würde.

Indessen was war zu thun; sie waren nun einmal oben, und mußten wieder hinab. Da half also kein Zagen; als brave Kerls

faßten

faßten sie ein Herz, legten sich auf die Knie, oder auf den Bauch, und rutschten — alle glücklich hinunter. Barenz, der in der Chalouppe geblieben war, und ihnen zusahe, hätte sie schon alle für verloren gehalten.

Am folgenden Tage erblickten sie ein gräßliches vierfüßiges Ungeheuer, zwölf Fuß lang, mit langen, weissen zottigen Haaren, und mit einem Rachen voll scharfer Zähne, aus welchem es dumpfe, fürchterlich brummende Töne heraus gurgelte.

Es war ein weisser Bär, dergleichen es nur in den nördlichen Gegenden giebt. Diese unterscheiden sich von einem gemeinen Bären theils durch ihre Größe, indem sie wie schon gesagt, 12. Schuhe, und darüber lang sind, theils durch ihre weisse Farbe, theils durch ihre größere Raubgierde, indem sie ohne Unterschied Menschen, und Thiere anfallen, um sie aufzufressen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Fischen, Seehunden, und todten Wallfischen. Sie leben daher an den Küsten und auf dem Treibeise

des Eismeeres, und können schwimmen, und untertauchen wie die Enten.

Aber so fürchterlich dies Thier auch immer seyn mag, so hatte das Schifsvolk doch Lust es mit ihm aufzunehmen; sie beschloßen nicht etwa es von fern zu erschießen, sondern darauf loßzugehen, ihm eine Schlinge um den Hals zu werfen, und es so entweder zu erdrosseln, oder lebendig zu fangen. Muthig sprangen sie in die Chalouppe und ruderten ihm entgegen; aber da sie näher gekommen waren, fanden sie es so grimmig, daß sie den Plan mit der Schlinge aufgeben mußten. Sie fielen es hierauf mit Aexten, und andern scharfen Werkzeugen an. Der Kampf war hitzig, und dauerte lange, zwey ganzer Stunden mußten sie sich mit ihm herumbalgen, bis es ihnen endlich gelang, ihm den Kopf vom Rumpfe zu hauen.

Da fiel der große Esel hin,
So lang und breit er war.

Man schleppte den todten Körper ans Schiff, und zog ihm die Haut ab. Von dem Fleische bereiteten sie eine Mahlzeit, fan-

den

den es aber nicht nach ihrem Geschmacke, ohngeachtet es andere so wohlschmeckend als Rindfleisch wollen gefunden haben. Indeß was ißt man nicht, wenn man sich jenseits des Polarzirkels unter lauter Eisschollen befindet, wo keine Früchte wachsen, und wo keine Fleischer wohnen, denen man Kälber, oder Schöpsenbraten abkaufen könnte?

Dieser glücklich geendigte Bärenkampf gab Anlaß, daß man die Insel, bey der man sich jetzt befand, Bäreninsel nannte.

Am folgenden Tage lichteten sie die Anker, und steurten abermals nordwärts. Gegen Abend, d. i. zu der Zeit, da bey uns, aber nicht in jener Gegend, der Tag sich zum Ende neigt, sahen sie etwas großes auf dem Meere schwimmen, welches sie anfangs für ein Schiff, nachher für eine kleine Insel hielten. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß es — ein todter Wallfisch seye, auf welchem eine große Menge Meven (Schwimvögel) saßen, und sich sein Fett oder auch seine Läuse wohl schmecken ließen.

Die

Die eigentliche Heymath des Wallfisches ist das **Eismeer**, sowohl beym Nordpol, als beym **Südpol**, doch finden sie sich auch nicht selten in südlichen Meeren ein.

Es ist das größte aller bekannten Thiere. Vor Zeiten tödtete man deren viele, die über hundert, ja wohl 200. Fuß lang, und 70. bis 80. breit waren; jetzt aber, da man jährlich ein paar tausend Stücke derselben erlegt, wird ihnen nicht mehr Zeit gelassen, zu einer so ungeheuren Größe anzuwachsen; sie pflegen daher heutiges Tages nur etwa sechzig bis siebenzig Fuß lang zu werden. Der Kopf ist das größte Stück, und beynahe die Hälfte von seinem Körper, aber sein Schlund ist nur 4. Zoll breit, daher er auch nur von Heringen, und Meerinsekten, die man Wallfischaas nennt, leben kann. Sein Fell ist schwarz, einen Zoll dick, hin und wieder mit einzelnen Borsten besetzt, und häufig mit Seepflanzen, Corallen, und Muscheln bewachsen. Es gleicht einer aufgesprungenen Borke, und es halten sich eine Menge Insekten, oder Läuse darinn auf,

die

die einen Zoll lang sind, und welche von den Meven herausgepickt werden, so oft der Wallfisch aus dem Wasser hervorragt.

Nach Verhältniß seines ungeheuren Körpers hat er nur sehr kleine Augen, welche am Ende des Kopfs unterwärts nach dem Bauche hinliegen, und nicht größer, als Ochsenaugen sind. Oben auf dem Kopfe hat er zwey Löcher, durch welche er das eingeschluckte Wasser wie eine Fontaine in die Luft bläßt. Sein Oberkiefer enthält, was bey uns Fischbein genannt wird, welches so groß und schwer ist, daß die ganze Schiffsmannschaft angespannt werden muß, um es auf das Schiff hinauf zu winden. Die untere Kinnlade besteht aus zwo mächtig großen Knochen, die zehen Fuß, und darüber lang, und beynahe einen Fuß breit, und einen halben Fuß dick sind.

Bey Hamburg, Altona, und andern Orten, wo man jährlich Wallfischjäger ausschickt, braucht man diese Knochen zu Thorwegpfosten, oder man sägt sie in Stücke,

und

und rammelt sie wie Pfähle, an solchen Oertern ein, wo keiner reiten, oder fahren soll. Das ganze Thier bestand grösstentheils aus Speck, und dieß ist es, wornach die Feinde hauptsächlich streben. Denn aus diesem Speck macht man bekanntlich den Thran. Uebrigens hat der Wallfisch warmes Blut, gebiert seine Jungen lebendig, und nährt sie auch aus seinen Brüsten mit Milch.

Mit der Erlegung eines Wallfisches geht es also zu. An den beyden Springbrunnen, die er durch das Ausblasen des Wassers verursachet, erkennet man den Ort seines Aufenthaltes, wenn er nicht etwa über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Sobald man nun gewahr wird, daß einer in der Nähe ist, steigen die Wallfischjäger in Chalouppen und Böte, und rudern auf ihn los. Vorn im Schiffe steht der Harpunier, d. i. derjenige Mann, der mit der Harpune bewafnet ist. (Diese ist ein Wurfspieß von Eisen, mit zwey Widerhacken, und einem hölzernen Stiel versehen, und an einem Stricke befestiget). Sobald man nun dem

Un-

Ungeheuer nahe genug gekommen ist, — welches mit der äußersten Vorsicht geschehen muß, weil ein einziger Schlag mit dem Schwanze das Schiff zerschmettern würde, — wirft ihm der Harponier mit der größten Kraft, deren er fähig, den Wurfspieß in den Leib.

Kaum ist dieß geschehen, so begiebt sich der Wallfisch auf die Flucht, indem er gemeiniglich nach dem Grunde des Meeres und mit solcher Geschwindigkeit eilt, daß man das Seil der Harpune kaum eben so geschwind nachlaufen lassen kann. Das Boot, worinn die Leute sind, wird dabey oft so schnell fortgerissen, als wenn es vom Sturmwinde dahin getrieben würde. Die Oberfläche des Meers färbt sich dabey vom Blute; lange wühlt, und tobt der verwundte Wallfisch im Abgrunde, bis er endlich vor Ermattung sich nach Luft sehnt, und deshalb wieder an die Oberfläche kommt. Sogleich empfängt man ihn mit langen spitzigen Spiessen, die man ihm in den Leib stößt, und wie Bäume darinn sitzen läßt, so daß er

das Ansehen eines Wäldchens gewinnt. Endlich wenn er sich völlig verblutet hat, bleibt er todt auf der Oberfläche des Wassers liegen, und ragt wie eine Insel auf demselben hervor. Dann werden Stricke befestiget, und alle Chalouppen und Böte vorgespannt, und so schleppt man ihn nach dem Schiffe hin, welches man Buchsieren nennet.

Nun tritt das Schiffsvolk auf den todten Wallfisch hin, und haut ihm den Speck, und die Oberkiefer, oder den Fischbein aus. Andere winden das Ausgehauene in die Höhe, schneiden den Speck in Stücke, und packen ihn in Tonnen. Ist man auf der einen Seite damit fertig, so wird er umgewandt, um das nämliche auf der andern Seite zu thun; Das Fleisch und die Knochen läßt man liegen, die beyden Knochen der Unterkinlade ausgenommen, die man auch auf das Schiff windt, und sie da aufstellt, da dann mehr als ein Faß voll Thran aus demselben rinnt. Das Fleisch wird eine Beute der Raubvögel, und weissen Bären.

Am

Am 17. und 18. Junius mußten sich unsere Reisende durch sehr viel Treibeis durcharbeiten, indem sie immer gegen Norden segelten, worauf sie abermals an eine kleine Insel kamen; Dies war eine von jenen, die über der Bäreninsel unter Spitzbergen liegen.

Am folgenden Tage entdeckten sie abermal Land, und dieß war dasjenige, was man nachher Spitzbergen nannte, weil man auf demselben viele spitzige Berge hervorragen sieht. Sie hielten es für einen Theil von Grönland, aber sie irreten sich.

Am 21. Junius warfen sie im Gesicht dieses Landes Anker; ein Theil des Schiffsvolks ruderte in Böten nach der Küste, um Ballast einzuholen, weil ein Theil von dem, was das Schiff bey seiner Abfahrt beschwerte, z. B. Brennholz, und Lebensmittel, schon verbrauchet war; es mußte also an die Stelle dieser verzehrten Dinge etwas anders gelegt werden, damit das Schiff seine gehörige Schwere beybehalte.

Da die Matrosen nun Steine, und Felsenstücke genug zusammen getragen, und damit die Böte beladen wollten, kam ein großer weisser Bär auf sie zugeschwommen, welcher ganz die Miene hatte, ihnen den Krieg anzukünden. Die Matrosen, denen das Herz an der rechten Stelle saß, beschlossen seine Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern ihm muthig entgegen zu rudern. Es geschah. Jetzt begann ein fürchterlicher Kampf. Schießgewehr war damals noch nicht so gemein, als jetzt. Unsere Kämpfer — die in den Böten versteht sich — waren daher nur mit Spießen und Aexten bewaffnet, womit sie ihrem Feinde tapfer zusetzten. Allein der Bär hatte ein so gewaltig dickes Fell, daß die meisten Spieße darauf zerbrachen, oder krumm wurden. Daneben versuchte er einigemal zu entern, das heißt das feindliche Fahrzeug fest zu halten, und Bort an Bort zu kämpfen. Statt der Enterhacken, derer man sich sonst bedient, gebrauchte er seine Prazen, die er mit solcher Gewalt an die Vorderseite des einen Bots schlug, daß, wenn der Schlag die

Mitte

Mitte getroffen hätte, das unterste vermuthlich zu oberst würde gekehrt worden seyn. Endlich mußte er dennoch unterliegen, todt schleppte man ihn an Borr, und zog ihm die Haut ab, welche 13. Fuß maß.

Beschreibung von Spitzbergen.

Reise von da nach Nova-Zembla.

Dieses Land ist eines der ödesten, und kältesten in der Welt. So weit man von der See hersehen kann, folgt ein spitziger Berg auf den andern, und diese Berge bestehen theils aus Eis und Schnee, theils aus Sand und Steinen.

Außer einigen Kräutern und Moos, welche hie und da hervorkeimen, wächst auf der ganzen Insel nichts, kein Baum, kein Strauch; nur im Julius und August hat man da etwas, was einem Sommer einigermassen ähnlich sieht; aber auch dieß Pröbchen von einer angenehmen Jahrszeit wird oft von rauhen Winterscenen unterbrochen. Der

Himmel ist fast beständig trüb; Gewitter sind unter diesem Himmel etwas sehr seltenes; die lange Winternacht, welche, wie schon erwähnt worden, hier beynahe 4. Monate währt, wird durch häufige, und sehr hell flimmernde Nordlichter einigermaßen erträglich gemacht.

Unter den wenigen Kräutern, welche hier wachsen, zeichnete sich besonders das Löffelkraut und der Sauerampfer aus. Nicht ohne eine besondere wohlthätige Absicht scheint die Hand der Vorsehung gerad diese hieher gesäet zu haben; denn sie sind ein vortrefliches Mittel wider den Skorbut, eine Krankheit, von der die Seefahrer besonders in diesen nördlichen Gegenden sehr viel zu leiden haben.

Die Bewohner dieses unfreundlichen Landes sind, außer mancherley Wassergeflügel, weisse Bären, Rennthiere, und Füchse, welche hier theils weiß, theils blau sind. Von den weissen Bären hab ich schon oben geredet. Das Rennthier ist eins der brauch-

bar-

barsten und nützlichsten Geschöpfe unter der Sonne; nur Schade, daß es in keinen andern, als nördlichen Gegenden gedeihen will. Der Lappländer lebt fast ganz allein von ihm. Die Milch und das Fleisch des Rennthiers giebt ihm Speise; das Fell desselben dient ihm theils zur Kleidung, theils zur Verwahrung seiner Hütte, gegen Wind und Kälte; es ist sein Lastthier, und, vor seinen Schlitten gespannt, vertritt es die Stelle des schönsten Pferds. Aus den Hörnern und Knochen dieses Thiers macht er allerhand Werkzeuge, aus den Sehnen Fäden zum Nähen, aus der Blase Flaschen und Beutel, und, was das bewunderungswürdigste ist, dieses so nützliche Thier ist unter allen das genügsamste, unter allen am leichtesten zu ernähren. Es bedarf zu seinem Unterhalte nichts als Moos, und trockenes Laub, und auch von diesem braucht sein Herr keinen Vorrath für den Winter einzusammlen, es weiß beydes selbst zu finden, auch wenn die Erde mit dem tiefsten Schnee überdeckt ist. Es kratzt, um sich diese kärgliche Nahrung zu verschaffen, den Schnee mit

den Füssen weg, und nicht lange, so ist sein Hunger gestillt. Wer erkennt hier nicht die Weisheit der Vorsehung, welche diesem Thiere, welches sie für den kalten und unfruchtbaren Norden bestimmte, so leicht zu befriedigende Bedürfniße gab!

Uebrigens gleicht das Rennthier unserm Hirsche, nur daß es etwas kleiner ist, kürzere Beine, und etwas anders gebaute Geweihe hat. Auch die weiblichen Rennthiere sind damit geschmückt, welches bey den Hirschen nicht ist.

Menschen giebts auf Spitzbergen ganz und gar nicht; desto mehr aber sind die Küsten dieses Landes, das Meer, und das darauf befindliche Eis mit Geschöpfen bevölkert, die man hier bey uns nicht kennt, und von denen ich daher einige beschreiben werde.

Der Robbe, oder Seehund, den man auch wohl Seekalb nennt, liebt, wie der Wallfisch, nur die nördlichen Gegenden, wo er sich des Sommers auf dem Lande,

des

des Winters auf dem Eiße, und im Waſſer aufzuhalten pflegt. Sein Kopf gleicht einem Hundskopfe, mit abgeſchnittenen Ohren; das Maul und die Naſe ſind mit Haaren bewachſen, welche den ſogenannten Spührhaaren unſrer Katzen gleichen; ein kurzes glänzendes Haar bedeckt die übrigen Theile ſeines Körpers. Er hat nur zwey kurze Vorderfüſſe, die er zum gehen, oder vielmehr zum fortrutſchen brauchen kann: denn ſeine Hinterfüſſe, die zwey kleinen Fiſchſchwänzen gleichen, ſind nach dem Schwanze hingebogen, und dienen ihm wie Floßfedern nur zum Rudern. Seine Länge beträgt 4. bis 8. Fuß. Der dicke Speck dieſes Thiers giebt gleichfalls Thran, daher man, wenn es mit dem Wallfiſchfange nicht glücken will, eine Heerde Seehunde todt zu ſchlagen pflegt, um ſich ſchadlos zu halten.

Einige Schiffe ſegeln auch recht eigentlich in der Abſicht hin, um eine Ladung von Seehundsſpeck einzunehmen. Sie liegen, beſonders wenn die Sonne ſcheint, in großer Menge auf dem Eiſe und Schnarchen

Hier geht man mit Keulen bewaffnet auf sie los, und da sie mit ihren beyden kurzen Beinen nicht geschwind gemug entfliehen können, so ist es leicht ihrer viele zu erlegen.

Man schlägt sie auf die Nase, wo sie, wie die Hunde, am empfindlichsten sind. Durch einen solchen Schlag werden sie nun zwar betäubt, aber nicht getödtet, denn sie haben ein sehr zähes Leben. Man hat Beyspiele, daß einem Seehunde schon fast aller Speck vom Leibe geschnitten war, als das Skelet desselben noch heftig um sich biß. Ihre Nahrung besteht in Seetang, oder Meergras, und Fischen.

Uebrigens ist dies Thier für die armseligen Polarmenschen, d. i. diejenigen, welche gegen die Pole zu wohnen, wie z. B. die Grönländer, ein sehr wichtiges Geschöpf, weil es, wie den Lappländern das Rennthier, ihr Alles ist. Sie essen sein Fleisch, unterhalten ihre Lampen mit seinem Thran, bekleiden sich, ihre Wohnungen, und ihre Kähne mit seinem Felle. Auch bey uns macht

man

man von dem Felle desselben Tabackstaschen für die Landleute, und beschlägt die Reisekofer damit.

Das Wallroß gleicht dem Robben, nur daß es viel größer und stärker, und ohngefähr so dick, als ein Ochs ist, einen viel dickern und runden Kopf, und zwey Hauer hat, die wohl eine Elle, und darüber lang sind. Diese Zähne werden wegen ihrer ausserordentlichen Weise noch höher geschätzt als Elfenbein. Sie liegen gleichfalls heerdenweise auf dem Eise, oder auch im Wasser, und schnarchen. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich herzhaft, stehen auch einer dem andern treulich bey, suchen mit ihren großen Zähnen die Böte zu fassen, und umzustürzen, und brüllen dabey wie die Ochsen.

Wenn man ihnen, der Uebermacht wegen, weichen muß, so verfolgen sie das Boot mit solchem Eifer, daß sie oft unter sich in Streit gerathen, indem einer dem andern vorzueilen sucht. Man tödtet sie bloß

um

um ihrer Zähne willen, denn Speck haben sie keinen, und ihr Fleisch ist ungenießbar.

Der Schwerdfisch gehört gleichfalls unter die merkwürdigen Bewohner des Eismeeres. Wenn er völlig ausgewachsen ist, mißt er 18. bis 20. Fuß, und ist bey zwey Zentner schwer. An der obern Kinnlade ragt ihm ein langer und breiter Knochen wie ein Schwerdt hervor, nur daß er eingekärbt ist, und daher einer Säge gleicht. Deswegen hat man diesen Fisch auch wohl zuweilen Sägefisch genannt; er ist des Wallfisches Erbfeind, und setzt demselben mit seiner scharfen Säge so lange zu, bis er ihn erlegt hat. Dann sagt man, nimmt er zu seiner Beute blos die Zunge des Wallfisches, und läßt das übrige liegen. Wenn daher die Wallfischjäger gewahr werden, daß ein Schwerdfisch mit einem Wallfische im Kampfe ist, so hüten sie sich wohl ihn zu stören. Sie sehen vielmehr geruhig zu, weil sie wissen, daß sie in diesem Falle ihre Mühe sparen können. Zuweilen macht der Schwerdfisch seinen erlegten Feind den Menschen streitig.

tig, und schleppt die große Maße eine Strecke fort, ohngeachtet einige Chalouppen voll Matrosen sie nach der entgegen gesetzten Richtung fortzubuchsieren bemühet sind.

Unsere Seefahrer segelten nun einige Tage an der Küste dieses öden Landes herum, legten sich an verschiedenen Stellen vor Anker, und fuhren in Böten ans Land. Da sie nun überall nichts fanden, das eines längern Dableibens werth gewesen wäre, so beschlossen sie, ihre Reise fortzusetzen, um wo möglich, die große Absicht zu erreichen, in der sie abgesandt waren.

Aber nun entstand die Frage, wohin sie ihren Lauf von da aus nehmen sollten? und hierüber waren die beyden Steurmänner in ihren Meynungen getheilt. Cornelius, der eine von ihnen behauptete, daß man noch weiter gegen Norden steuern müße, in der Hoffnung ein vom Eise freyes Meer daselbst zu finden; Barenz hingegen, der andere Steurmann, war einer entgegengesetzten Meynung, dieser glaubte nämlich, daß

daß sie schon zu hoch gegen Norden gesegelt wären, und daher von nun an etwas südlich steueren müßten. Es wurde darüber lange gestritten; endlich da sie sich nicht vereinigen konnten, wurde beliebt, daß jeder seiner Einsicht folgen, und segeln sollte, wohin ihm beliebte. So wurden also beyde Schiffe von einander getrennt; Cornelius lief nach Norden, Bearnz nach Süden, beyde in der Absicht sich nachher gegen Osten zu wenden.

Die Trennung der beyden Schiffe geschah am 1. Julius. Von diesem Tage an bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor; wir überhüpfen also diese Zeit, indem wir nur noch melden, daß man am letztgenannten Tage im Gesichte eines Landes war, von dem man fand, daß es Nova Zembla war.

Aufenthalt an der Küste von Nova Zembla.

Das Schiff geräth in große Noth.

Die Absicht des Schiffers gieng nunmehr dahin, das nördliche Ende dieses Landes zu umschiffen, und dann wo möglich seine Fahrt wieder gegen Osten zu wenden. In dieser Absicht segelte er an der Küste hinauf; allein ohngeachtet es jetzt mitten im Sommer war, so konnte man doch der vielen Eisschollen wegen, welche das Meer bedeckten, kaum aus der Stelle kommen, und mußte daher öfters anhalten; dieß widerfuhr ihnen unter andern bey einer kleinen Insel, welche an der westlichen Küste dieses Landes liegt, und die Kreuzinsel genannt wird. Zwey Kreuze, welche auf dieser Insel stehen, und vermuthlich von Wallfischjägern, welche diese Gegend zu besuchen pflegen, dahin gepflanzt wurden, haben ihr den Namen zugezogen.

Als man hier vor Anker lag, stieg der Schiffer Seemskerk mit einigen Matrosen

in

in die Chalouppe, und fuhr nach der Gegend hin, wo die Kreuze standen. Sie setzten sich bey dem einen derselben nieder, um auszuruhen, und da sie nachher auch das andere besehen wollten, wurden sie plötzlich zweyer Bären gewahr, die sich unter demselben gelagert hatten. Die Gesellschaft, welche unbewaffnet war, erschrack nicht wenig über diesen Anblick. Die Bären traten unterdessen auf ihre Hinterfüße, um zu sehen, was es gäbe, weil sie weiter riechen, als sehen können. Sobald sie Menschen merkten, liefen sie ihnen entgegen, um sie anzugreifen. Nun standen den Matrosen die Haare vollends zu Berge, und sie liefen, was sie laufen konnten, um die Chalouppe zu erreichen. Allein der Schiffer, welcher beherzt war, und daher auch mehr Gegenwart des Geistes hatte, hielt sie an, und schwur, daß er dem ersten, welcher laufen würde, seinen Hacken in Leib stossen wollte. Wenn wir einzeln laufen, sagte er, so wird einer oder der andere von uns ergriffen werden; bleiben wir aber zusammen, und machen ein vereinigtes Geschrey, so werden die

Bestien

Bestien nicht das Herz haben, uns anzugreifen. Man folgte ihm, und es geschah, wie er gesagt hatte. Sie gelangten alle glücklich zur Chalouppe.

Man fuhr fort immer weiter an der Küste hinauf zu segeln, indem man sich unabläßig zwischen großen Eisfeldern durcharbeiten mußte. So oft sie nicht weiter kommen konnten, befestigten sie das Schiff an einer Eisbank, und lagen so lange daran still, bis etwa der Wind eine neue Oeffnung gemacht hatte. Dann segelten sie weiter, bis sie abermals aufgehalten wurden. Damit man sich aber von der Größe solcher Eisbänke einen Begriff machen kann, so wisset, daß man eine derselben ausmaß, und sie 52. Klafter dick fand, indem sie 36. Klafter tief im Wasser gieng, und 16. Klafter hoch über dasselbe hervorragte; und das war bey weitem noch nicht die stärkste. Man behauptet, daß dergleichen Eisberge zuweilen wohl 100. Klafter hoch über dem Meere hervor stehen.

Als das Schiff noch an dieser Eisbank lag, hörte der Schiffer, der des Abends in

dickem Nebel auf dem Verdecke gieng, auf einmal neben sich ein gewaltiges Schnauben, und da er hinblickte, ersahe er einen Bären, der sich bemühete an Bord zu kommen. Er rief Leute her, und augenblicklich rannte alles aufs Verdeck. Das allgemeine Geschrey, welches beym Anblick dieses Bären entstund, jagte dem Unthiere so viel Furcht ein, daß es von seiner Unternehmung abließ, und sich hinter einen Eishügel schlich. Es dauerte indessen nicht lange, so kam er wieder. Allein da man auf seiner Hut war, und 4. Mann mit Schießgewehr bereit standen; so empfieng er einige Schüße, wodurch er bewogen ward, die Flucht zu ergreifen. Er verlor sich im Nebel und Schnee, und ward nicht mehr gesehen.

Den 10. August brach das Eis, und die Schollen fiengen an zu gehen; nur diejenige, an welcher das Schiff fest lag, stand unbeweglich, ohngeachtet andere vorbey treibende Eisbänke mit großer Gewalt daranstießen. Daraus sahe man, daß dieser Klumpen auf dem Grunde des Meers ruhen mußte;

und

und nun begreift man, wie man erfahren konnte, daß dieser Eisberg 36. Klafter tief unter dem Wasser stand. Sobald man nämlich wußte, daß er auf dem Grunde des Meeres ruhete, so brauchte man nur das Senkbley auszuwerfen, um die Dicke desselben unter dem Wasser zu erfahren.

Von nun an stand und brach das Eis wechselweise, und unsere arme halbverfrornen Abentheurer mußten sich, so oft das Eis in Bewegung war, durchzuarbeiten suchen, so gut sie könnten. Sie schwebten dabey stündlich in Gefahr von antreibenden Eisbänken zertrümmert zu werden, und es wurde viel Vorsicht, und Geschicklichkeit im Navorieren, das ist, in der Kunst das Schiff zu lenken, dazu erfordert, dieser oft erneuerten Gefahr glücklich auszuweichen. Sie erhielten dabey von Zeit zu Zeit Zusprüche von Bären, vor denen sie eben so sehr, als vor den gewaltigen Eisschollen auf ihrer Hut seyn mußten. Es kam einigemal zu harten Kämpfen, aber die Menschen behielten den Sieg.

Unter unaussprechlichen vielen Mühseligkeiten, erreichten sie endlich das nördliche End des Landes, und fiengen an es zu umschiffen. Einige von der Schiffsgesellschaft, die ans Land geschickt waren, und einen spitzigen Berg erstiegen, glaubten zu bemerken, daß das Meer nach Osten hin frey von Eise wäre. Das war eine Freude für die armen Leute, die sie kaum zu ertragen vermochten. Sie eilten so sehr sie konnten, diese glückliche Entdeckung dem Schiffer mitzutheilen, und das Schiff erscholl von Frohlocken, über die erfreuliche Nachricht.

Da man nun anfieng, nach der Gegend hinzusteuern, wo das Meer gestern offen zu seyn schien, fand man alles mit Eisbänken so besetzt, daß man gezwungen war, sich wieder nach der Küste von Nova Zembla zurück zu arbeiten. Der Versuch ward noch einigemal wiederholt, aber immer vergebens. Jetzt gaben sie den Zweck ihrer Reise, eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu finden, völlig auf; und ihr höchster Wunsch war nun, daß es ihnen nur möglich seyn möch-

möchte, an der östlichen Küste von Nova Zembla wieder hinab zu segeln, und so das feste Land von Asien zu erreichen.

In dieser Absicht fiengen sie an, so oft die Eisfelder in Bewegung waren, gegen Süden zu steuern; aber sie waren noch nicht weit gekommen, als die Eisschollen das Schiff dergestalt drängten, daß man alle Augenblicke einer Zertrümmerung desselben entgegen sahe. Bald wurde das Vordertheil, bald das Hintertheil desselben von dem Grundeise in die Höhe getrieben, bald stand es wieder im Gleichgewichte, und fest, wie eingemauert.

Am 29. August, da das Schiff in einer solchen Lage stand, versuchte man, die aufgethürmten Eisschollen mit eisernen Brechstangen, und andern Werkzeugen zu trennen, und von einander zu brechen, aber wie wäre das bey der entsetzlichen Dicke des Eises möglich gewesen! — Am 30sten fieng das Eis wieder an in Bewegung zu gerathen; ein kalter schneidender Wind, mit

Schneegestöber untermischt, warf die losgerissenen Schollen gegen das Schiff; fürchterlich thürmten sie sich an demselben auf, das Schiff krachte, und man erwartete fast jeden Augenblick den Untergang. Weil die Eisschollen sich unter dem Schiffe mehr auf derjenigen Seite häuften, wo der Strom herkam, als auf der andern Seite, so neigte sich das Schiff anfänglich sehr, und nun war zu besorgen, daß es umgeworfen werden würde; aber endlich häuften sich auch die Schollen auf der andern Seite an, und das Schiff richtete sich wieder auf, und stand auf den Eisbänken, als wenn es mit Winden, oder andern Maschinen wäre in die Höhe gewunden worden. Jetzt stießen noch mehr Eisschollen zu denen, die schon am Vordertheile des Schiffs lagen, und hoben dasselbe 4. bis 5. Fuß höher, als das Hintertheil, jetzt drängten andere sich an das Hintertheil des Schiffs, wo das Steuerruder ist, und dieses Steuerruder zerbrach in Stücke. Der Wind heulte; das mit Eis überzogene Tauwerk klapperte; das Schiff selbst krachte in allen seinen Fugen; das

das Eismeer rund umher brüllte unter dem entsetzlichsten Kampfe der Eisberge, die sich an einander drängten, und sich wechselseitig in die Höhe schoben.

Unsere Seefahrer, welche die gänzliche Zerstöhrung ihres Schiffes alle Augenblicke erwarten mußten, brachten die Chaloupe, und ein Boot aufs Eis, um, wenn jenes zertrümmert werden sollte, wenigstens diese zu retten. In dieser hoffnungslosen Lage blieb man bis zum zweyten September, an welchem das Schiff durch den Drang der Eisschollen noch höher gehoben wurde. Es krachte dabey laut, und bekam sogar schon an einigen Orten Oefnungen. Da der nahe Untergang des Schiffs dadurch immer wahrscheinlicher wurde, so lud man 13. Tonnen Zwieback, nebst 2. kleinen Tonnen Wein ins Boot, um sie ans Land zu ziehen. Am 3ten nahm der Drang des Eises zu. Der äußerste Balken am Hintertheile des Schiffs, woran das Steurruder gesessen hatte, sonderte sich ab; das dicke Ankertau, und

ein neues Tau, womit man das Schiff befestigt hatte, zerrissen, wie Zwirnsfäden. Das Schiff selbst widerstand indessen noch immer der Gewalt des Eises, welches in der That zu bewundern war. Am 5ten wurde es ganz auf die Seite gelegt, aber auch hiedurch noch nicht zertrümmert. Weil man indessen nicht hoffen konnte, daß es der Gewalt noch länger widerstehen würde, so fuhr man fort, die unentbehrlichsten Dinge, als — Pulver, Bley, Feuerzeug, Flinten, Zwieback, Wein, nebst verschiedenen Werkzeugen, und einem alten Segeltuch, ans Land zu bringen. Von dem Segeltuch machte man ein Zelt, um die geborgenen Sachen darunter zu verwahren.

Einige Matrosen, welche zwey Meilen tief ins Land gegangen waren, kamen mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß sie daselbst einen Fluß mit süßem Wasser, und an den Ufern desselben eine Menge Treibholz vorgefunden hätten; unter diesem Namen versteht man Bäume, welche Wind und Meer auf der Küste des festen Landes loßgeris-

gerissen, und den kalten Ländern im Eismeere, wo kein Holz mehr wächst, zuzuführen pflegen, diese Nachricht machte Hoffnung, daß es ihnen möglich seyn würde, den langen erschrecklichen Winter in diesem kalten, und öden Lande auszuhalten, und es wurde daher beschlossen eine Hütte daselbst zu bauen, um sich gegen die grimmige Kälte, und die Angriffe wilder Thiere nach Möglichkeit zu verwahren. Von Stund an wurde daran gearbeitet, diesen Plan ins Werk zu richten. Allein die große Kälte, verbunden mit heftigen Winden und Schneegestöber, setzte ihrer Arbeit so viel Hinderniße in den Weg, daß vier volle Wochen verflossen, bevor sie damit zu Stande kamen.

Am 15ten sahe der, welcher auf dem Schiffe Wache hielt, drey Bären herankommen; er machte Lärm, und das Schiffsvolk bewaffnete sich, um sie zu empfangen. Etwas fern vom Schiffe stand auf dem Eise eine offene Tonne mit eingesalznem Fleische; dieß roch der eine Bär, watschelte hin, und wollte eben kosten, was für Fleisch es

wäre, als ihm vom Schiffe aus eine Kugel durch den Kopf flog, wovon er todt zur Erde stürzte. Der zweyte Bär stand betroffen still, wunderte sich, betrachtete seinen hingesunkenen Gefährten, beroch ihn, und fand darauf für gut, sich in aller Stille zurück zu ziehen. Der dritte war hinter einen Eishügel geschlichen; das Ding mußte indessen anfangen ihm in seinem Bärenkopfe zu wurmen, denn gleich darauf war er wieder da, und zwar auf den Hinterfüssen, auf welche sie sich, gemeiniglich wenn sie angreifen wollen, zu stellen pflegen. In dieser kriegerischen Stellung kam er gerade auf die Matrosen los, um sie Mores zu lehren.

Allein diese waren noch auf ihrer Hut, und ehe der zottige Ritter es sich versahe, hatte auch er eine Kugel in dem Leibe, welche ihn Mores lehrte. Das nahm er gewaltig übel, wie man aus seinem Brummen schließen mußte: allein er fand für gut sich mit so groben Leuten nicht weiter einzulassen, und trollte ab. Den erlegten Bären weidete man nachher aus, stellte ihn

auf

auf die Füße, um zu sehen, ob Wind und Wetter ihn vielleicht zur Mumie machen würde, damit sie einst, wenn sie das Glück haben würden, nach Holland zu kommen, ihn mitnehmen könnten.

Die Kälte stieg von Tag zu Tag zu einem so hohen Grade an, daß man unter dem ersten Verdecke des Schiffes, wo die Küche war, sich nicht mehr erwärmen konnte. Man sahe sich daher genöthiget, den Feuerheerd in dem untersten Schiffsraume anzulegen. Das hatte aber die Folge, daß das ganze Schiff mit Rauch so dick angefüllet wurde, daß unser einer geglaubt hätte darinn ersticken zu müßen. Den 23sten starb der Schiffszimmermann, und man begrub ihn in der Spalte eines Bergs, weil die Erde zu fest gefroren war, als daß man hätte ein Grab machen können. Das ganze Schiffsvolk bestand jetzt noch aus 16. Personen, von denen oft einer oder der andere krank war.

Gegen das Ende des Septembers wurde die Kälte so heftig, daß man die Arbeit

an

an der Hütte von Tag zu Tag einstellen mußte, weil den Leuten die Glieder erstarrten, und das Treibholz, wovon sie die Baumaterialien nehmen mußten, unter tiefem Schnee verborgen lag. Um indessen das Werk doch einigermaßen zu fördern, brach man auf dem Schiffe die bretternen Wände der Kajute loß, die Seiten der Hütte damit zu bekleiden, und ein Dach davon zu machen. Darüber verstrichen abermals 14. Tage, an denen es oft so unglaublich kalt war, daß die härtesten Matrosen nicht so weit gehen konnten, als das Schiff lang war, ohne Gefahr zu laufen, vor Kälte umzukommen. Das Schiff blieb dabey, nach wie vor, in seiner hoffnungslosen Lage, die Tage wurden immer kürzer, die Nächte immer länger, der klägliche Zustand der armen Leute immer bedaurenswürdiger.

Winteraufenthalt auf Nova-Zembla.

Eine wunderbare Erscheinung.

Es war am 12ten October, als die Hälfte des Schiffsvolks sich aufmachte, um die nun beynahe fertig gewordene Hütte zu beziehen. Aber noch hatten sie kein Stück Bette darinn; noch konnte kein Feuer darinn angemacht werden, weil es an einem Rauchfange fehlte; und doch ertrugen sie ihr hartes Schicksal mit Geduld, und Standhaftigkeit, fuhren fort an der Hütte zu bessern, und noch mehr Bedürfniße von dem Schiffe einzuholen, und erleichterten sich hiedurch ihr Elend so gut sie konnten.

Unter den Lebensmitteln, an deren Erhaltung ihnen so viel gelegen seyn mußte, befanden sich auch verschiedene Tonnen Bier; allein auch dieses Labsal sollte ihnen nicht zu gute kommen. Denn indem man es zur Hütte bringen wollte, fror es zu Eisklumpen, so, daß die Fässer, selbst solche, welche mit eisernen Reifen beschlagen waren,

davon zerplazten. Das kann uns ohngefähr einen Begriff von der Heftigkeit der Kälte geben, die damals herrschte. Man hob indessen die gefrornen Bierklumpen sorgfältig auf, ohngeachtet man gleich beym ersten Versuche fand, daß sie, wenn man sie beym Feuer auftauen ließ, Geschmack, und Kraft verlohren hatten.

Den 24sten begaben sich auch die übrigen Schiffsleute, an der Zahl achte, nach der Hütte; doch mußte einer von ihnen auf einem Schlitten gefahren werden, weil er Krankheits halber nicht zu gehen vermochte. Man zog auch die Chalouppe mit unbeschreiblicher Mühe nach der Hütte hin, weil auf dieser allein die Hoffnung ihrer künftigen Rettung beruhete, dafern sie den langen fürchterlichen Winter überleben sollten. Denn an die Erhaltung des großen Schiffs, welches zwischen dem Eise steckte, war gar nicht mehr zu denken.

Noch genoßen sie täglich einige Stunden lang des erfreulichen, und erquickenden Sonnen-

nenlichts: allein auch dieses Glück, das einzige, was ihnen jetzt noch Trost verlieh, sollte aufhören. Täglich beschien die Sonne einen kleinern Bogen am Horizonte, jetzt stand sie nur noch eine Handbreit über dem Gesichtskreise; man eilte daher, so sehr man konnte, den Rest der Lebensmittel, der Segel und des Tauwerks nach der Hütte zu fahren. Als in dieser Absicht ein Theil der Mannschaft noch einmal nach dem Schiffe gieng, erblickte der Schiffer, welcher sie anführte, drey Bären, die auf die Matrosen loskamen, und erhob ein lautes Geschrey, um sie zu erschrecken. Die Matrosen ließen sogleich die Stricke fahren, womit sie den Schlitten zogen, und suchten sich zu retten, indem sie nach dem Schiffe liefen.

Seemskerk hingegen, und einer, welcher eben so viel Herz hatte, bewaffneten sich, bevor sie das Schiff zu erreichen suchten, mit ein paar Hellebarten, welche sie auf dem Schlitten fanden; so wandten sie sich hierauf auf die andere Seite des Schiffes, und kamen glücklich an Bort.

Die

Die Bären wurden rasend, da sie sahen, daß die Beute ihnen entgangen war, und liefen nun gerade auf das Schiff los, um es zu ersteigen. Nun hatte man zwar oben noch Schießgewehre; aber damals waren die Schlösser an den Flinten noch so unbequem eingerichtet, daß das Anzünden des Pulvers auf der Zündpfanne nicht durch Hilfe eines Feuersteins, sondern eines brennenden Lunten geschahe. Unglücklicher Weise hatte man nun kein Feuerzeug bey der Hand, und die zwey Hellebarten waren nicht hinreichend, drey Bären damit abzuhalten. Man schickte also geschwind einen Matrosen in die Schiffsküche, um Feuer zu schlagen, und einen andern, um Picken zu suchen. Allein in der Eile wollte das Feuer nicht fangen, und die Picken schienen sich versteckt zu haben. Unterdessen bestrebten sich die grimmigen Thiere mit größter Gewalt das Schiff zu ersteigen, und sie würden ihre Absicht gewiß erreicht haben, wenn man nicht den Einfall gehabt hätte, ihnen Holz und andere Dinge, die auf dem Verdecke lagen, an den Kopf zu werfen, wodurch

sie

sie jedesmal bewogen wurden, nach der geworfenen Sache zu laufen, wie ein Hund, der zu apportieren gelernt hat. Endlich warf man dem Größten unter ihnen eine Helle-barte in die Schnauze, welches ihm so wenig gefiel, daß er augenblicklich abmarschierte. Die beyden kleinern folgten ihm nach, und so konnten sich die Matrosen wieder vor den Schlitten spannen, und nach der Hütte zurück kehren.

Einige Tage darauf erlegte man einen weissen Fuchs, den man braten ließ, man fand, daß er ohngefähr wie ein Kaninchen schmeckte.

Am 4ten November blieb ihnen die Sonne ganz aus, und nun begann die lange traurige Nacht, die man kaum zu überleben hoffte; aber so wie die gütige Vorsicht in jeden Kelch voll Leiden, den sie den Sterblichen reicht, immer einige lindernde Tropfen süssen Trostes zu träufeln pflegt; so hatte sie auch dieses Uebel mit einigen tröstenden Umständen verbunden, die es einigermaßen

erträglich machen könnten. Denn erstlich nahmen an diesem Tage, da die Sonne nicht mehr zum Vorschein kam, auch die Bären Abschied von dieser nächtlichen Gegend, vermuthlich um den Winter in südlichern zuzubringen; zweytens trat nunmehr der Mond an die Stelle der Sonne, und lief nun eben so, wie vorher diese, rund am Horizonte herum, ohne unterzugehen. Drittens, war der Himmel fast unabläßig von so hellen Nordlichtern erleuchtet, daß es davon beynahe so hell, als an einem trüben Tage war. Das alles tröstete denn unsre armen Freunde, und hielt sie für den Mangel des erfreulichen Taglichts einigermaßen schadlos.

Aber nun kostete es Mühe, die Zeit der Nacht, von der des Tages zu unterscheiden, besonders wenn ein trüber Himmel die Stelle verbarg, wo der Mond und die Sterne zu sehen waren. Zwar hatten sie eine Wanduhr vom Schiffe mitgenommen, aber diese stand der strengen Kälte wegen still. Zum Glücke hatten sie auch eine Sanduhr mitge-

gebracht, , welche 12. Stunden lief, bevor sie umgekehrt werden durfte. Diese drehe-ten sie daher sehr regelmäßig um, damit sie immer wüßten, in welcher Zeit sie lebten. Zu gleicher Zeit bereiteten sie eine Nacht-lampe, die sie in Ermanglung des Oels mit Bärenfett unterhielten.

Am 6ten November stieg die Kälte zu einer so unbeschreiblichen Höhe, daß man gar kein Mittel mehr fand sich zu erwärmen. Das größt mögliche Feuer, welches man in der Hütte unterhielt, war nicht im Stande zu verhindern, daß sogar der spanische Wein, den sie mitgebracht hatten, und der bekannt-lich ungemein hitzig ist, zu einem Eisklum-pen fror. Das Feuer schien damals seine Hitze verlohren zu haben, auch die nächsten Gegenstände wurden nicht mehr davon er-wärmt: denn, wenn man die Füße daran hielt, so fühlte man erst dann ein wenig Wärme, wann die Strümpfe durchgebrannt waren; und auch dieses würde man nicht gemerkt haben, wenn man es nicht gerochen hätte. Still und hoffnungslos lag die Ge-

sellschaft um das Feuer her, einer warf dem andern matte, und mitleidsvolle Blicke zu, weil man besorgen mußte, daß die Kälte noch höher steigen, und dann ihrem Leben ein klägliches Ende machen würde.

Am folgenden Tage, an welchem die Kälte nicht im mindesten nachließ, wurde beschlossen, die Steinkohlen von dem Schiffe zu holen, weil diese eine größere Hitze geben, als Holz, und auch nicht so bald ausbrennen, als dieses. Dieser Vorsatz ward unter unbeschreiblichen Beschwerden ausgeführt; und auf den Abend machten sie ein so großes Feuer damit an, daß die Hütte wirklich gut erwärmt wurde.

Diese Wärme that ihnen so wohl, daß sie dieselbe auf alle Weise zu unterhalten, und zu vermehren suchten. Sie verstopften daher, indem sie sich vergnügt zu Bette legen wollten, den Rauchfang, und schwatzten noch eine Zeit lang lustiger, als jemals im Bette miteinander; aber bald verlohr sich ihre Lustigkeit, und es ward ihnen wunderlich

lich zu Muthe. Sie empfanden alle Schwindel, und Betäubung, und waren unfähig sich zu helfen, weil sie nicht im Stande waren sich aufzurichten. Zum Glück hatten zwey von ihnen noch so viel Kraft, daß sie nach der Thüre, und dem Rauchfange hinkriechen konnten, um beyde schnell zu eröffnen. Dieß geschahe noch zu rechter Zeit, aber derjenige, welcher die Thür aufmachte, wurde ohnmächtig, und fiel mit dem Gesichte in Schnee. Das war aber ein Glück für ihn, denn durch die Kälte des Schnees, durch die frische Luft, und etwas Essig, womit man ihn besprengte, ward er wieder zu sich selbst gebracht. Die nun eindringende kalte Luft rettete zugleich allen das Leben.

Nun sey es mir, zur Vermeidung einer ermüdenden Weitläuftigkeit, vergönnt, die Geschichte vieler einzelnen Tage, die an Noth und Elend einander völlig gleich waren, zusammen zu ziehen, und nur das Merkwürdigste davon zu erzählen. Dahin gehört, daß man eine genaue Eintheilung der Lebensmittel vornahm, daß man eine Fuchsfalle

errichtete, worinn man manchen schönen weissen Fuchs lebendig fieng, sich an dessen Fleische labte, und aus den Fellen Mützen, und andere Kleidungsstücke verfertigte: daß der Schiffschirurgus in einer großen Tonne ein Bad veranstaltete, worinn sie sich von Zeit zu Zeit baden mußten; welches sowohl zu Wiederherstellung der Kranken, als auch zur Erhaltung der Gesundheit für die übrigen diente; daß die Hütte oft ganz verschneyet war, so daß man sich wieder herausgraben mußte, um Luft zu bekommen, daß ihnen sogar in der erwärmten Hütte die Schuhe an den Füssen so hart wie Horn froren, so daß sie sich derselben nicht mehr bedienen konnten; daß sie daher eine Fußbekleidung von Fellen machten, die sie über drey bis vier paar Strümpfe anlegten, um die Füße nur einigermassen warm zu erhalten. Und daß sie sogar in ihren Betten sich oft nicht anders zu erwärmen wußten, als daß sie Steine heiß machten, und selbe einander zureichten.

So gieng ihnen das Jahr zu Ende, und das folgende 1597ste Jahr fieng unter gleichem

chem Elende an. Die Lebensmittel nahmen merklich ab, und man mußte zu einer abermaligen Verminderung der täglichen Portionen schreiten, ohngeachtet die Eßlust durch die fortdaurende grimmige Kälte täglich wuchs. Dennoch verlohren diese unglücklichen Menschen noch nicht allen Muth; die Gewohnheit milderte ihr Leiden, und die Hoffnung einer möglichen Errettung nach überstandenem Winter gab ihnen Stärke sie zu ertragen.

Am 5. Jänner fiel ihnen des Abends ein, daß es das drey Königsfest wäre. Sie hatten den Tag mit vielen beschwerlichen Arbeiten hingebracht, indem sie den hohen Schnee aus dem Wege geschaufelt, Holz eingeholt, und es gespalten hatten. Sie wünschten daher, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten einmal eine kleine Erquickung zu genieſſen; der Schiffer, der ihnen nach Vermögen dazu behülflich seyn wollte, gab ihnen zwey Pfund Mehl, und etwas Oel, um eine Art von Pfannkuchens daraus zu machen. Unsere genügsamen Seemänner wa-

ren diesen Abend sehr vergnügt, und dazu bedurften sie nur eines Pfannkuchens, ohne Butter und Eyer. Sie giengen in ihrer guten Laune gar so weit, daß sie nach damaliger Sitte am drey Königsfeste einen König unter sich wählten. Das Loos, wonach die Wahl entschieden wurde, fiel auf den Constabl, welcher also an diesem Abend König von Nova Zembla, das ist, von einem Lande wurde, welches über 200. Meilen im Umfange hatte.

Allmählig fieng man zu merken an, daß Tag und Nacht, welche bis dahin in eins geschmolzen zu seyn schienen, sich wieder absonderten, und kenntlich machten; auch wurde man eine Röthe in der Luft gewahr, welche eine Vorläuferinn der Sonne zu seyn schien, und ihnen daher ein sehr frohes Schauspiel gewährte. Die Tage waren auch nicht immer eben so kalt, als vorher: denn wenn man ein gutes Feuer in der Hütte unterhielt, so fielen große Stücke Eiß an den Wänden herunter, und thaueten auf, wenn sie zwischen Betten zu liegen kamen, wel-

ches vorher auch bey dem größten Feuer nie geschehen war. Von dieser Zeit an giengen sie täglich aus, und übten sich im Gehen, Laufen und Werfen, um die Glieder wieder gelenksam zu machen.

Am 24sten Jänner, da eben ein heller und schöner Tag war, gieng der Schiffer Seemskerk mit zween Gefährten nach der Küste hin, um zu sehen, wie es mit dem Eise stünde; — Plötzlich entdeckte einer von ihnen ein Stück von der Sonnenscheibe, welches über den Horizont hervorragte; die Freude, welche die guten Leute bey diesem Anblicke empfanden, läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Sie eilten im vollen Laufe zurück, um die frohe Zeitung in der Hütte zu verkündigen; die Freunde vernahmen sie mit Entzücken; nur Barenz, der sich auf die astronomische Rechnungen verstand, schüttelte den Kopf, und zog die Wahrheit der Beobachtung in Zweifel, weil seinen Ausrechnungen nach die Sonne erst nach 14. Tagen sichtbar werden konnte. Allein was geschahe? Drey Tage nachher, als der Him-

mel wieder heiter war, stand, zur unaussprechlichen Freude der Gesellschaft, die ganze Sonne rund und schön über dem Gesichtskreise, und schoß ihre lieblichen Strahlen, über die noch starre Wintergegend hin. Was das für ein Anblick war, wie ihnen das Herz dabey für Freuden klopfte!

Barenz war erstaunt; er rechnete noch einmal, und fand von neuem, daß die Sonne unrecht habe, schon jetzt hervor zu kommen, weil sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur, in derjenigen Gegend, in welcher sie sich damals befanden, erst nach 14. Tagen zum erstenmal wieder sichtbar werden mußte. Er überzeugte seine Gefährten von der Richtigkeit seiner Rechnung, und die ganze Gesellschaft erstaunte nun mit ihm. Ihre Augen bezeugten, daß die Sonne wirklich vor ihnen da stehe, und die astronomische Rechnung zeigte ihnen die Unmöglichkeit der Sache: wem sollten sie nun glauben? ihrem Verstande, oder ihren Augen?

Barenz zeichnete diesen Vorgang sorgfältig auf, um dermaleinst, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn nach Holland zurück zu führen, das Urtheil der Astronomen darüber einzuziehen, und daran that er sehr vernünftig, denn ohne diese seine Vorsicht wäre die ganze Sache vielleicht unbekannt, und also auch ununtersucht geblieben, und wenn einem andern einmal ein ähnlicher Vorfall begegnete, so würde man ihn immer noch nicht zu erklären wissen.

Fortgesetzter Aufenthalt auf Nova Zembla.

Anstalten zur Abreise.

Keine Rose ohne Stacheln; keine Freude ohne Leid; das ist ein Sprichwort, welches sich durchs ganze menschliche Leben bestättiget; auch unsre Bürger auf Nova Zembla mußten jezt die Wahrheit desselben erfahren: denn zu eben der Zeit, da die wiederkommende Sonne sie durch ihre Strahlen erquickte, hatten sie das Unglück einen

ihrer

ihrer Gefährten durch den Tod zu verlieren. Sie begruben ihn mit vielem Leidwesen in Schnee.

Auch stellten sich nunmehr die Bären wieder ein, und die Füchse, ihre bisherige Wintergesellschaft, machten ihnen Platz. Einer der ersten, der sie bey ihrer Hütte anfiel, und den sie glücklich erlegten, war so feißt, daß sein Fett, welches sie zur Unterhaltung ihrer Lampen ausschmolzen, über 100. Pfund wog.

Die Kälte hatte nun schon einigemal merklich nachgelassen, aber sie kehrte eben so oft mit erneuerter Stärke zurück. In der Mitte des Februarius war sie größer, und unerträglicher, als jemals. Diese unerwartete Verschlimmerung würde die ganze Gesellschaft muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung aus ihrem Elend erlößt zu werden, sie wieder aufgerichtet hätte.

Ihre größte Sorge war immer die, einen hinlänglichen Vorrath von Brennholz anzuschaf-

schaffen; die Aufsuchung, und Herbeyschaffung desselben war jedesmal mit den größten Beschwerlichkeiten verbunden; denn es mußte nicht nur weit hergeholt, sondern auch unter Bergen von Schnee hervor gesucht, und durch eben so hohen Schnee bis zur Hütte fortgeschleppt werden. Aber was ist für die Kräfte des Menschen zu schwer, wenn er von Muth beseelt, und von Noth getrieben wird?

Einst da sie nach überstandener Last des Tages schon auf ihrem Lager der Ruhe pflegten, kam ein Bär an ihre Hütte, und kündigte seine Gegenwart, und seine Absicht durch ein gräsliches Brummen an. Alle sprangen auf, ergriffen Schießgewehre, und drücktens auf den Bären ab. Aber unter allen Flinten war keine einzige, welche losgehen wollte, weil das Pulver naß geworden war. Ein trauriger Zufall! Das Ungeheuer stieg unterdessen die Stuffen herab, welche in dem Schnee gemacht waren, und kam bis an die Thüre, die es erbrechen wollte. Allein der Schiffer stellte sich an dieselbe, und

hielt

hielt sie so fest, daß der Bär seine Absicht nicht erreichen konnte.

Nach vielen vergeblichen Versuchen marschierte er ab, kam aber bald darauf, als wenn er sich eines bessern besonnen hätte, wieder zurück, stieg auf das Dach der Hütte, und fieng so schrecklich an zu brummen, daß allen die Haare zu Berge stunden. Er machte sich an den Rauchfang, und wandte so viel Kraft an, ihn einzureißen, daß man alle Augenblicke befürchten mußte, ihn von oben herab in die Hütte stürzen zu sehen. Die Vorsehung wachte auch dießmal über ihr Leben; der Bär mußte sein Unternehmen aufgeben, doch zerriß er zuvor das Segel, womit die Hütte bedeckt war, und zog sich hierauf nach einer außerordentlichen Verwüstung zum zweytenmal zurück.

Die strenge Kälte dauerte fort bis zum 15. April. An diesem Tage besuchten sie das Schiff, und fanden es noch in eben der traurigen Lage, worinn sie es verlassen hatten. Das Eiß, worinn es steckte, war zu einer er-

erstaunlichen Dicke angeschwollen, und stellte die sonderbarsten Figuren dar. Hier erhob sich ein Thurm, dort schien es ganze Strassen voll Häuser gebildet zu haben; hier hatte es eine Bastion, dort einen Wall aufgeworfen, weiter hin schien das Meer sich allgemach zu öffnen, und vom Eise frey zu werden. Dieses erweckte bey allen die Hoffnung, und den Wunsch einer baldigen Abreise: allein Seemskerk, welcher beschlossen hatte, erst das Ende des Maymonats abzuwarten, damit man ihm nicht dereinst den Vorwurf machen möchte, daß er die Rettung des Schiffs, aus ängstlicher Sorgfalt für sein Leben, zu frühe aufgegeben habe.

Das Ende des Mays erschien, allein das Schiff steckte noch immer fest. Das Eis, womit es eingeschlossen war, schien auf dem Grunde zu ruhen, denn es stand unbeweglich still, so oft auch die entfernten Eisfelder zerbrachen, und von dem Winde fortgeführt wurden. Jetzt gab der Schiffer Befehl die Chalouppe, und das Boot, welche unter dem Schnee verschüttet lagen,

aus=

auszugraben, um sie zu der langen, höchst gefährlichen Reise, die sie darinn unternehmen wollten, best möglichst auszurüsten. Das waren süße Töne in den Ohren der Bootsleute, denen keine Gefahr größer und fürchterlicher schien, als die, ihr ganzes Leben in dieser gräulichen Wintergegend hinzubringen. Allein ihre Kräfte waren sehr geschwächt, und es kostete ihnen unbeschreiblich viele Mühe, die beyden Fahrzeuge aus dem tiefen Schnee herauszugraben. Oft sanken ihnen die Arme, aber die Worte des Schiffers, wenn ihr nicht Bürger von Nova Zembla bleiben, und in kurzem euer Grab in diesem Schnee finden wollt, so müßt ihr diese Fahrzeuge, auf denen die ganze Hoffnung unserer Befreyung beruhet, in Stand zu setzen suchen. Diese Worte tönten wie Donner in ihre Ohren, und gaben ihnen Kraft, selbst das Unmögliche möglich zu machen.

Indessen verstrich über dem Geschäfte der Ausbesserung und Ausrüstung dieser kleinen Schiffe der ganze Maymonat. Oft wur-

wurden sie während der Arbeit von Bären angefallen, und mehr als einmal geriethen sie in die größte Gefahr, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Oft führte wieder ein einziger Nordwind die grimmigste Kälte zurück, und das Meer ward von neuem mit Eisfeldern, und Eisbergen bedeckt.

In den ersten Tagen des Junius führte man die Fahrzeuge über das Eis nach dem Schiffe hin, um sie, wenn alles fertig seyn würde, von da weiter, bis nach dem Ende des Eises hinzuziehen, und sie dann ins Wasser zu lassen. Die folgenden Tage brachte man damit zu, die Hütte zu räumen, nud alles, was ihnen auf ihrer gefahrvollen Reise nützlich werden konnte, vorläufig gleichfall, nach dem Schiffe zu bringen. Dieß was ohngefähr der halbe Weg, bis zu dem Orter wo das Wasser offen war.

Während dieser Arbeit überfiel sie ein heftiger Sturm, mit Schnee, Schlossen und Regen begleitet, den man hier lange

nicht erlebt hatte. Das Wetter war so entsetzlich, daß man alles stehen, und liegen lassen mußte, um sich in die Hütte zu flüchten. Allein auch hier blieb keine Stelle trocken; denn da sie das bretterne Dach zur Ausbesserung der Fahrzeuge verbraucht, und statt seiner nur ein Segeltuch ausgespannt hatten, so drang der Regen durch, und die Hütte stand voll Wasser. Aber auch diese Beschwerlichkeit wurde mit Geduld überstanden, und am folgenden Tage fuhr man fort, alle übrigen Sachen aus der Hütte nach dem Schiffe zu bringen.

Am 11. Junius stand ihnen ein neues Unglück bevor, und zwar das größte, welches ihnen jetzt begegnen könnte. Alle Lebensmittel, und was sonst zu ihrer Reise unentbehrlich war, war jetzt an Bord des Schiffes gebracht, und die beyden Fahrzeuge, worinn sie abzureisen gedachten, lagen darneben. Auf einmal erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man nichts anders erwarten konnte, als daß das Eis zerbrechen, und das Schiff mit allem, was darinn war, zer-

zertrümmern und in Abgrund versinken wür-
de; Und geschahe dieses, so war kein Mittel
zu ihrer Rettung mehr zu erdenken. —
Aber auch dieses Ungewitter zog glücklich
vorüber. Um so viel freudiger schritten sie
nun zu der letzten sauren Arbeit, die ihnen
noch übrig war, bevor sie die Fahrzeuge
nach dem Wasser ziehen, und sich einschiffen
konnten. Diese bestand darinn, daß sie erst
einen Weg vom Schiffe bis zum Wasser
bahnen mußten; das Eis hatte nämlich,
wie wir schon wissen, lauter Berge, und
Thäler gebildet, über welche man die Fahr-
zeuge unmöglich wegziehen konnte. Diese
mußten also erst geebnet werden, und das
war in der That keine leichte Arbeit. Sie
giengen indessen mit Aexten, und Hacken
frisch daran, hatten während der Arbeit noch
einen harten Kampf mit einem Bären, den
sie glücklicher Weise besiegten, und kamen
endlich auch mit diesem müheseligen Geschäfte
glücklich zu Stande.

Barenz, und der Schiffer Heemskerk
hatten unterdessen eine Nachricht von ihrem

bisherigen Schicksal aufgesetzt. Eine Abschrift davon steckten sie in ein Büchschen, und liessen sie zur Nachricht für diejenigen, welche etwa nach ihnen hieher verschlagen werden sollten, auf dem Schiffe zurück. Sie hatten darinn den Ort bezeichnet, wo ihre Hütte stand, und die Mittel beschrieben, durch welche sie sich zehen Monate lang in dieser gräulichen Wintergegend erhalten hatten.

Man sieht hieraus, daß diese Männer die Pflicht der Menschenliebe ehrten, weil sie das Schicksal derer zu erleichtern suchten, welche etwa, wie sie, das Unglück hätten hier überwintern zu müssen. Aber selbst erlebte Noth macht allemal mitleidig, und geneigt zu jedem Werk der Menschlichkeit, und das ist eben die Ursache, warum der liebe Gott seine Menschen von Zeit zu Zeit mit Trübsalen heimzusuchen pflegt. — Zwey andere Abschriften dieser Nachricht vertheilte der Schiffer auf die beyden Fahrzeuge, damit, wenn das eine etwa verunglückte, und das andere glücklich nach dem

festen

festen Lande käme, man der Erzählung der alsdann noch übrigen Mannschaft Glauben beymessen möchte. Er ließ daher zu desto größerer Beglaubigung die ganze Gesellschaft diese Nachrichten unterschreiben.

Jetzt wurden die Fahrzeuge nach dem Wasser gezogen; dann fuhr man alles was zur Ladung bestimmt war gleichfalls dahin; man hatte aber die Vorsicht gebraucht, alle Waaren, die von der Näße verderben konnten, ins Segeltuch zu wickeln, welches man mit Theer getränkt hatte, damit das überspritzende Wasser ihnen nicht so leicht schaden möchte.

Die Ladung bestand aus 6. Ballen feiner Tücher, 1. Küste voll leinen Zeug, 2. Ballen Sammt, 2. kleinen Küsten voll Geld, 2. Tonnen mit Takelwerk, und Wäsche des Schiffsvolks, 13. Tonnen Zwiebacks, 1. Tonnen Käse, 1. kleine Tonnen Speck, 2. Tonnen Oel, 6. Tonnen Wein, 2. Tonnen Weinessig, 2. Tonnen mit den Kleidern des Schiffsvolks. Diese viele Sachen hatten nur so eben Raum in den Fahrzeugen.

Abreise von Nova Zembla.

Unzählbare Gefahren, und Müheseligkeiten.

Es war am 14. Junius im Jahr 1597. frühe um 6. Uhr, als sie sich einschifften, und unter Segel giengen. Zwey von ihnen, nämlich Barenz, und ein Matrose Namens Andriß waren krank. Von diesen hatte man in jedes Fahrzeug einen gelegt, damit man für jeden derselben um so *viel* mehr Sorgfalt haben könne, wenn das Schiffsvolk beyder Fahrzeuge sich darinn theile.

Voll Muth, und Freudigkeit traten sie nun eine Reise an, welche, so lange die Welt stand, wohl noch nie ihres Gleichen gehabt hatte. Denn sie unternahmen nichts geringers, als dieses, in zwey elenden offenen Fahrzeugen eine Fahrt von 200. deutschen Meilen unter einem Himmelsstriche, welcher mitten im Sommer unserm Winterhimmel gleicht, und in einem Meere zu machen, welches voller Eisbänke war, die bald fest stan-

ſtanden, bald vom Sturmwinde losgeriſſen und gegen einander geworfen wurden; und das mit ſo ausgemergelten Körpern, mit Kräften, die von ausgeſtandenen Müheſeligkeiten ſchon ſo ſehr geſchwächt waren; in der That, man muß erſtaunen, wenn man ſich die Größe dieſer gefahrvollen, und unbeſchreiblich müheſeligen Unternehmung in ihrem ganzen Umfange vor Augen ſtellt.

Der Ort, auf dem ſie überwintert hatten, war auf der öſtlichen Seite dieſes Landes; der kürzeſte Weg von da nach dem feſten Lande wäre der geweſen, an der öſtlichen Küſte hinab gegen Süden zu ſegeln. Allein Heemskerk wählte einen unweit längern Weg. Er beſchloß nämlich erſt wieder nördlich zu halten, dann um die nördliche Spitze von Nova Zembla, oder das ſogenannte Liskap zu ſegeln, und dann erſt auf der andern weſtlichen Seite des Landes hinab gegen Süden zu ſteuern.

Dem zufolge hielt er alſo bey ihrer Abreiſe gegen Norden. Allein ſie waren noch

nicht gar weit gekommen, als sie von Eisbänken dergestalt eingeschlossen wurden, daß sie nicht weiter kommen konnten. Ein trauriger Anfang! Allein sie verlohren den Muth nicht, sondern legten sich so lang ans Eis vor Anker, bis es wieder in Bewegung gerieth, um ihnen Platz zu machen, und sie nutzten die Zwischenzeit, Schnee am Feuer zu schmelzen, um Trinkwasser zu bekommen.

Sie sahen sich darauf bald wieder im Stande weiter zu segeln; der Wind war ihnen günstig, und die Ruderer strengten ihre Kräften dermaßen an, daß sie schon am dritten Tage die nördliche Spitze des Landes errreichten. Mit den Kranken wurde es indessen je länger je schlimmer, ohngeachtet Barenz auf die Frage: wie er sich befände! zur Antwort gab, daß es sich mit ihm bessere, und daß er dem Tode dießmal noch zu entgehen hofte. Er fragte: ob man bey dem Eiskap wäre! und da man dieß bejahete, wünschte er aufgehoben zu werden, um dieses Vorgebirge noch einmal in Augenschein zu nehmen. Er konnte sich

Zeit

Zeit dazu nehmen, denn die Fahrzeuge geriethen um diese Zeit abermals zwischen Eis, welches sie still zu liegen zwang.

Am folgenden Tage, da sie zwischen dem Eise hinsegelten, rannten die Eisbänke auf eine so schreckliche Art gegen die Fahrzeuge, daß dem Schiffsvolke die Haare zu Berge stunden, weil man bey jedem Stoße den Untergang erwarten mußte. Das Eis hatte hier vermuthlich eines reißenden Meerstromes wegen einen so starken Schuß, daß man weder ihm geschwind genug ausbeugen, noch es durch Stangen von den Schiffen abzuhalten vermochte, und es gieng so dicht, daß man schlechterdings kein Mittel sahe, sich aus demselben heraus zu arbeiten. Auch dem Beherztesten entfiel dabey der Muth; sie hielten sich samt und sonders für verlohren, und sie fiengen schon an Abschied von einander zu nehmen; zwar stand nicht gar weit von ihnen festes Eis, welches sie aufnehmen, und vor den herumschwimmenden Schollen sichern konnte, aber sie fanden es unmöglich sich mit den Fahrzeugen bis dahin durch zu arbeiten.

Van-Veer, einer aus der Gesellschaft der schon bey verschiedenen andern Gelegenheiten sich recht brav gezeigt hatte, beschloß auch diesmal sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu stürzen, um, wo möglich das Leben seiner Gefährten zu retten. Mit dem Ende eines Taues in der Hand, sprang er aus dem Fahrzeuge, hüpfte von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere, und erreichte endlich wieder alles Erwarten glücklich das feste Eis. Nun zog er das Tau an, und die Fahrzeuge, welche aneinander lagen, folgten dem Zuge, gelangten auf diese Weise gleichfalls auf das Eis, und so hatte Van-Veer die Freude seine Gefährten durch ihn gerettet zu sehen.

Man sorgte zuerst für die Kranken, trug sie in Tüchern auf das Eis, und legte ihnen Sachen unter, damit sie darauf ruhen könnten. Darauf luden sie alles aus, und zogen zuletzt die Fahrzeuge selbst auf das Eis, weil diese durch die Schollen so sehr beschädigt worden waren, daß sie einer großen Ausbesserung bedurften. Diese nahmen sie zuerst vor,

vor, dann giengen sie an den Strand, wo= mit das feste Eis, worauf sie sich gerettet hatten, zusamen hieng, um Vogeleyer für die Kranken zu suchen. Allein sie konnten nur einiger Vögel habhaft werden.

Am folgenden Morgen sahen sie weit und breit das Meer mit Eis bedeckt; ein sehr niederschlagender Anblick! Fast beneide= ten die gesunden Kameraden den kranken Andriß, da sie sahen, daß es sich mit ihm zum Ende neigte, und weil sie nicht umhin konnten, ihn glücklich zu preisen, daß er von allen Müheseligkeiten nun bald erlößt wurde. Barenz, welcher davon reden hörte, versicherte, daß sein End auch nicht mehr fern wäre; allein da er zu eben der Zeit noch mit vieler Aufmerksamkeit eine Karte nach= sahe, so glaubte man nicht, daß er sich wirklich so schlimm befände, und redete von andern Dingen. Barenz legte hierauf die Karte weg, und forderte zu trinken; aber kaum hatte er getrunken, als er plözlich sein Haupt neigte, und zum großen Leidwesen der ganzen Gesellschaft verschied. Man ver=

lohr

lohr in ihm einen braven Gefährten, einen einsichtsvollen Steurmann, auf dessen Geschicklichkeit und Einsicht ein großer Theil der Hoffnung beruhete, daß ihre gefahrvolle Unternehmung ein glückliches End erreichen würde. Der Matrose Andriß starb kurz hernach. Vier traurige Tage lang mußten sie hier im Schnee und Eis liegen bleiben, weil die Eisfelder, welche das Meer bedeckten, fest wie eine Mauer stunden. Am 5ten Tage blies ein Südostwind, und man sahe das Wasser offen. Sogleich ward eingepackt; man spannte sich vor die Fahrzeuge, und zog sie 50. Schritt weit nach dem Wasser. Aber kaum hatte man sie flott gemacht, als man sie schon wieder über andere Eisbänke, welche ihnen noch im Wege lagen, mit unbeschreiblicher Mühe fortziehen mußte, bis man endlich so glücklich war an ein freyes, und schiffbares Wasser zu kommen. Nun segelte man, wiewohl nicht ohne öftere Unterbrechungen, weiter.

Am 25ten da man abermals an einem Eisfelde still liegen mußte, entstand ein heftiger Sturm; das Eis, an welchem die Fahrzeuge

zeuge befestiget waren, zerbrach, und die Stücke wurden aus einander getrieben. Die kleinen Schiffe selbst, die nunmehr los waren, wurden auf das hohe Meer gejagt, indem sie alle Augenblicke in Gefahr waren bald zwischen treibenden Eisbänken zertrümmert, bald vom Sturmwinde umgeworfen zu werden. Das Schiffsvolk both alle ihm noch übrige Kräfte auf, um wieder nach der Küste zu gelangen, und da diese Absicht durch blosses Ruderen nicht erreicht werden konnte, so wagte man, das Fockſegel, d. i. ein kleineres am vorder Mast befindliches Segeltuch aufzuziehen. Allein der Fock, oder Vordermast des Boots wurde vom Sturme zerbrochen, und man sahe sich daher gezwungen, das große Segel zu Hilfe zu nehmen, wenn man der Chalouppe folgen, und nicht allein ins weite Weltmeer hinaus getrieben werden wollte. Kaum hatte man dieses aufgezogen, als der Wind mit solcher Heftigkeit hinein bließ, daß das Fahrzeug gewiß würde umgestülpt worden seyn, wenn man das Segel nicht augenblicklich gestrichen, das ist, wieder herabgelassen hätte.

Schon

Schon hatte das Boot auf allen Seiten Wasser geschöpft, und die Leute in demselben hatten ihren Untergang schon für unvermeidlich gehalten, als auf einmal der Sturm aus Süden sich in einen gemäßigten Nordwestwind verwandelte, der ihre Fahrt nach dem festen Eis begünstigte, wobey sie denn auch glücklich wieder ankamen.

Allein, da sie sich hier nach der Chaloupe umsahen, fanden sie dieselbe nirgends. Man hofte indessen, daß nur der dicke Nebel, welcher die Luft erfüllte, sie vor ihren Augen verberge, und fuhr an dem Eis hin, um sie aufzusuchen. Allein umsonst! Man fieng schon an sie für verlohren zu halten, als Van: Veer der das Boot commandirte, einige Schüsse that, worauf man die Freude hatte, eine Antwort durch Gegenschüsse zu vernehmen. Durch dieses Mittel, welches schon oft bey ähnlichen Gelegenheiten angewandt worden ist, fand ein Fahrzeug das andere glücklich wieder.

Sie setzten hierauf ihre müheselige Reise fort, und kamen am folgenden Tage bey einem

einem Eisfelde vorbey, welches mit unzähligen Wallrossen bedeckt war. Es wurde der Mühe werth gewesen seyn, Jagd darauf zu machen, sie ließen sie aber ruhig liegen, und begnügten sich, unter eine Flucht von Zugvögeln zu schießen, die ihnen in eben dieser Gegend aufstiessen, und die ihnen mehr werth waren, als alle Wallroße. Sie hatten das Vergnügen, ein ganzes Dutzend davon zu erlegen.

Am 28ten, da sie abermal an festes Eis gekommen waren, und von herumschwimmenden Eisschollen gedrängt wurden, legten sie sich bey einem vor Anker, luden alles, was in den Fahrzeugen war, aus, zogen hernach die Fahrzeuge selbst aufs Eis, machten ein Zelt von einem Segeltuche, und legten sich zur Ruhe, nachdem sie zuvor einen Mann zur Wache ausgestellt hatten. Diese Vorsicht kam ihnen wohl zu statten. Denn um Mitternacht fanden sich drey große weisse Bären ein, welche ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet haben würden, wenn die Wache sie nicht zu rechter Zeit bemerkt, und die schlafenden Gefährten durch ein lau-

tes

tes Geschrey von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtiget hätte. Man tödtete hierauf eins dieser Unthiere, und die beyden andern ergriffen die Flucht. Am folgenden Tage aber kehrten sie schon wieder zurück. Einer derselben packte den getödteten Bruder mit dem Rachen an, und schleppte ihn weit fort auf eine Eisspitze, wo beyde über ihn her= fielen, und anfiengen, ihn zu fressen. Man schoß nach ihnen, und sie verliessen ihren Fraß. Vier Personen begaben sich an den Ort hin, und fanden zu ihrer Bewunderung, daß sie den sehr großen Körper in dieser kurzen Zeit schon um die Hälfte verschlungen hatten. Diese 4. Männer waren kaum im Stande, die noch übrige Hälfte fortzutragen, und ein einziger Bär hatte den ganzen Körper fortgeschleppt.

Weil der Wind an diesem, und den bey= den folgenden Tagen sehr heftig aus Westen blies, so sahen sie sich gezwungen, auf dem Eis liegen zu bleiben. Sie waren diese Zeit über noch verschiedenen andern Anfällen von Bären ausgesetzt, aber durch Wachsamkeit und Muth erhielten sie jedesmal den Sieg.

Die

Die Nacht vom ersten bis zum zweyten Julius war eine der gefahrvollesten, und müheseligsten, unter allen, die sie bis jetzt erlebt hatten. Abends gegen 9. Uhr stiessen die Eisschollen bey einem starken Westwinde so heftig gegen das feste Eis, daß derjenige Theil desselben, worauf die Fahrzeuge, und das Schiffsvolk waren, sich absonderte, und fortschwamm. Das größte Unglück hiebey war zuförderst, daß alle Ballen, und Fässer auf dem Eise lagen, und daß die meisten beym Auseinandergehen desselben ins Wasser fielen. Diejenige Seite des losgerissenen grossen Eisstücks, auf der die Fahrzeuge standen, war dem Meere zugekehrt, von wannen neue Eisschollen beständig heran getrieben wurden, die sie brachen, und in jedem Augenblicke die Fahrzeuge zu samt den Menschen, zu zertrümmern, und zu überschütten droheten. Man mußte daher die Fahrzeuge in möglichster Geschwindigkeit auf die andere Seite der schwimmenden Eisbank fortzuziehen suchen; allein das Eis brach ihnen dabey mehr als einmal unter den Füssen; das Boot nebst den damit beschäftigten Leuten

wurde fortgerissen; der Mast desselben zerbrach, und das ganze Fahrzeug wurde vom Drange des Eises so beschädiget, daß es leck war. Die Leute mußten sich von einer schwimmenden Eisscholle auf die andere zu retten, und das halb zertrümmerte Boot hinter sich herzuziehen suchen.

Zu noch größerm Unglück lag ein Kranker darinn, den die braven Kameraden nicht im Stiche lassen wollten, ohngeachtet jeder mit der Rettung seines eigenen Lebens genug zu thun hatte. Mit sichtbarer Lebensgefahr wagten sie sich zu ihm, luden ihn auf, und sprangen mit ihm von einer Scholle auf die andere, bis sie endlich glücklich nach der Chalouppe kamen. Es gelang ihnen auch nicht nur sich selbst, und ihren Kranken, sondern auch die Fahrzeuge zu retten, und sie wiederum auf festes Eis zu ziehen. Auch von den verlohren gegangenen Fässern wurde eins und das andere geborgen. Der Sturmwind legte sich, und, wie es immer zu gehen pflegt, nach dem Ungewitter folgte Sonnenschein.

Fortgesetzte gefahrvolle Reise an der Küste von Nova Zembla.

Beschreibung der Samojeden.

Glückliche Ankunft an der Küste von Rußland.

Indessen die Hälfte der Mannschaft mit der Ausbesserung der sehr beschädigten Fahrzeuge beschäftiget war, giengen die übrigen über das Eis, nach dem Lande, um Holz, und besonders einen Baum zu suchen, der die Stelle des zerbrochenen Mastes ersetzen konnte. Sie waren so glücklich, beydes zu finden, denn auch hier war Treibholz hergeführt. Sie fanden sogar ordentlich behautes Holz, und Keile zum spalten, woraus sie schließen konnten, daß Menschen hier gewesen waren. Wie groß wurde ihnen das Herz bey dieser Bemerkung, und wie eilten sie mit den Keilen in der Hand, die Gefährten davon zu benachrichtigen. Zwar konnte es ihnen im Grunde wenig helfen, zu

wissen, daß vielleicht vor etlichen Jahren ein rußischer Wallfischfänger in dieser Gegend vor Anker gelegen habe; aber die bloße Vorstellung, an einem Orte zu seyn, wo schon Menschen gewesen waren, machte ihnen Freude.

Am 5. Julius starb der kranke Matrose, dessen sich die andern so menschenfreundlich angenommen hatten.

Erst am 9ten gieng das Eis auseinander. Alsobald wurden die Fahrzeuge wieder befrachtet, und man gieng von neuem unter Segel. Sie hatten nun immer wieder mit den nemlichen Müheseligkeiten und Gefahren, die ich schon oft genug beschrieben habe, zu kämpfen. Bald wurden sie von Eisschollen gedrängt, bald mußten sie die Fahrzeuge über große Eisbänke wegziehen, um sie an einer andern Stelle wieder in offenes Wasser zu lassen, bald hatten sie Streit mit den Bären, bald wurden sie von einem Heer von Wallroßen verfolgt, die sie mit ihren langen Zähnen aufzuspissen droheten. Lauter Gefahren,

ren, in denen wir sie schon mehr als einmal gesehen haben. Ich glaube daher dieß alles füglich übergehen zu können, und bitte meine lieben Leser, sich in Gedanken nach der letzten südlichen Spitze von Nova-Zembla zu verfügen, und mir zu vergönnen, ihnen da, bis zur Ankunft unserer armen Abenteurer, eins und das andere von einer gewissen Menschenart zu erzählen, die in den Sommermonaten von dem festen Lande herüber zu kommen pflegen, um hier der Jagd obzuliegen. Man nennt sie Samojeden.

Diese ziemlich ausgebreitete Nation bewohnt eine große Strecke von der Küste des Eismeers, sowohl in dem europäischen, als vornemlich in dem asiatischen Rußland. Sie gehört zu derselben Menschenart, welche man Polarmenschen zu nennen pflegt, d. i. solche, die in der Gegend des nördlichen Polarkreises, und weiter hinauf dem Nordpole zu wohnen, wie die Eskimes oben in Amerika, die Grönländer, die Lappen, in dem norwegischen, schwedischen, und rußischen Lappland, die Samojeden,

und die Ostiaken, oder Baschkiren, welche in dem asiatischen Rußland wohnen.

Die Samojeden, wie die übrigen jetzt genannten Polarmenschen sind klein von Statur, indem sie nicht viel über 4. Fuß zu wachsen pflegen, und dabey gelb und schmutzig von Farbe. Sie haben kurze Beine, dicke Köpfe, eine platte unangenehme Gesichtsbildung, kleine aber länglichte Augen, große Ohren, platte Nasen, mit großen Seitenflügeln, und weiten Naselöchern, große weite Mäuler mit kleinen häßlichen Zähnen, unförmlich dicke Bäuche, aber nur magere Schenkel, und dünne Arme. Ihr schwarzes Kopfhaar ist borstig, und hängt ihnen wie Kerzen über die Schulter herab. Die Männer haben wenig, oder fast gar keinen Bart, ob er ihnen aber von Natur fehlt, oder ob sie ihn ausraufen, ist noch nicht ausgemacht.

Man sieht auf dem Titelkupfer, wo sie abgebildet sind, daß es schwer ist, Mann und Frau von einander zu unterscheiden, weil

weil sie weder an Gestalt noch an Kleidung sehr verschieden sind, außer daß einige Weiber, oder wie andere erzählen, nur die jungen Mädchen ihr Kopfhaar in 2. oder 3. Zöpfe flechten, die sie herab hängen lassen. Was man unter ihren Füssen sieht, ist eine Art hölzerner Schritschuhe, die aber ein wenig zu klein vorgestellt sind, indem sie so groß, als der ganze kleine Kerl zu seyn pflegen. Unter diesen haben sie ein Stück Rennthier-fell befestiget, und zwar so, daß die Haare nach hinten zugehen. Diese verhüten, daß sie nicht hinter sich gleiten, indem sie Eis und Schneeberge ersteigen, und die Schritt-schuhe selbst dienen ihnen zum geschwinden Fortrutschen. Ihre Kleidungsstücke bestehen im Winter aus Rennthierfellen, wie auf dem Titelkupfer unten, und im Sommer aus Peguinfellen *) woran man die Federn gelassen hat, wie eben daselbst oben zu er-sehen ist.

Der **Peguin** ist ein Wasservogel, so hoch wie ein Schwan, aber nochmal so dick, an der Brust mit einem Kopfe versehen, sehr feist und schwer-fällig.

Beyde Geschlechter waschen und baden sich niemals, sind daher voller Schmutz, und riechen unausstehlich. Auch in ihren Hütten, die von Baumrinde, und Fellen gemacht sind, herrscht die größte Unreinlichkeit, und ein unleidentlicher Gestank. Das Aas von Ochsen, Hammeln, Pferden, und andern Thieren, die sie auf den Strassen finden, oder die ihnen gegeben werden, hängt darinn umher, und wird roh von ihnen verzehrt. Auch pflegen sie das Blut geschlachteter Rennthiere so warm zu trinken, als es aus den Adern kömmt.

Ein Mann kann nach ihren Sitten so viel Weiber nehmen, als er will; selten aber nimmt einer mehr als zwey; diese kaufen sie den Vätern für Rennthiere ab, und man versichert, daß eine einzige oft mit hundert und mehr Rennthieren bezahlt werde. Sie können sich nach Belieben wieder von ihnen scheiden, aber das Kaufgeld erhalten sie in diesem Falle nicht wieder.

Ihr Reichthum besteht in Rennthieren. Diesen, nebst der Fischerey im Sommer,

und

und der Jagd im Winter haben sie ihren Unterhalt zu verdanken. Die Fische essen sie gleichfalls roh.

Sie glauben zwar ein höchstes Wesen, und einen mächtigen Teufel, aber sie bethen weder jenes noch diesen an. Ausserdem haben sie ihre Hausgötzen, die sie, ich weis nicht wie, zuweilen zu Rathe ziehen. Auch die Sonne, und den Mond halten sie für Untergottheiten. Von der Unsterblichkeit der Seele ist ihnen etwas bekannt, sie halten aber dafür, daß der abgeschiedene Geist von einem Körper in den andern wandere. Gottesdienstliche Gebräuche sollen sie ganz und gar nicht haben; alle sind einander gleich, nur daß sie die Alten höher achten, als andere. Sie haben also auch kein Oberhaupt, und keine Gesetze, nur daß sie der rußischen Regierung jährlich einen Tribut an Pelzwerk entrichten.

Man sieht, daß ihre Lebensart im höchsten Grade elend genannt zu werden verdient; und doch — wer sollte es glauben — prei-

sen sie sich vorzüglich glücklich, und verlangen nicht mit andern, und zwar gesitteten Völkern zu tauschen.

Nun ist es Zeit, uns nach unsern Holländern umzusehen.

Es war am dritten August, als sie endlich nach unzähligen gefahrvollen Mühseligkeiten das südliche End dieses unfreundlichen Landes erreichten, alle äusserst entkräftet, alle vom Skorbut ergriffen, der sie, noch ehe sie das feste Land erreichen konnten, gänzlich aufzureiben drohete. Aber es ist ein eben so wahres, als tröstendes Sprichwort, wenn die Noth am grösten ist, dann ist auch Gottes Hilfe am nächsten. Das erfuhren sie auch hier, denn da sie zum letztenmal ans Land giengen, fanden sie eine Menge Löffelkraut. Es war ihnen bekannt, daß der Genuß desselben, besonders, wenn es ungekocht gegessen wird, den Skorbut heile. Sie fielen also darüber her, und fiengen an aus vollen Händen davon zu essen. Die Wirkung übertraf alles, was sie je davon gehört hat-

hatten, sie war schnell, und erstaunlich. Einigen von ihnen waren die Zähne schon so los geworden, daß sie keinen Zwieback mehr genießen konnten, jetzt konnten sie wieder kauen, und essen was sie wollten, oder besser, was sie hatten, und das war nicht viel, denn ihre Vorräthe waren meistens verzehrt.

Nun machten sie sich fertig, bey der Straße Waigaz vorbey nach dem festen Lande zu segeln.

Diese Ueberfahrt gieng Anfangs gut von statten, jemehr sie sich aber dem Lande näherten, desto mehr nahm auch das Eis wieder zu, so daß sie einigemal wieder davon eingeschlossen, und gezwungen wurden, in die hohe See zu stechen. Indessen erblickten sie am 4ten die Küste von Rußland, und am 5ten hatten sie dieselbe glücklich erreicht. Man stieg ans Land, um wo möglich, etwas Lebensmittel aufzutreiben. Aber die Gegend war unbewohnt, und trug nichts als Gras und wildes Gesträuch.

Einige

Einige unter ihnen wünschten, daß man nun die Reise zu Land fortsetzen möchte; allein von da bis Kola einer Stadt am weissen Meere, wo sie hoffen durften wieder holländische Schiffe anzutreffen, war es erschrecklich weit, das Land zu wüst, und ihre Kräfte zu erschöpft. Diese Gründe waren überwiegend; sie beschlossen also ihre Reise in ihren Fahrzeugen fortzusetzen.

Aber alle ihre Lebensmittel waren bis auf etwas Zwieback, welcher verschimmelt war, gänzlich aufgezehrt, einige davon nahmen einen todten Seehund mit, der schon völlig in Fäulniß übergegangen war. Als sie ihn aber verzehren wollten, hielten die andern sie davon ab, weil sie wußten, daß eine so unnatürliche Speise ihnen das Leben kosten würde. Man begnügte sich also mit etwas verschimmelten Zwieback, und segelte weiter.

Fahrt nach dem weissen Meere.

Beschreibung der Lappen.

Glückliche Rückreise nach Amsterdam.

Am 12ten wurden sie durch den Anblick einer rußischen Barke erfreut, welche mit vollen Segeln ihnen entgegen kam. Man erreichte dieselbe bald, und der Schiffer gieng bey ihr an Bord. Er erkundigte sich, wie weit es noch bis Candnoes — einer Insel beym Eingange in das weisse Merr — sey? Allein die Russen verstanden ihn nicht. Da sie indessen aus dem Namen Candnoes schlossen, daß der Schiffer wissen wollte, wie er steuern müße, um dahin zu kommen, so holten sie einen Compaß, und zeigten ihm die Richtung, die er nehmen müßte: Heemskerk nahm hierauf ein Stück Geld in die eine Hand, und zeigte mit der andern auf eine Tonne Fische, welche in der Barke stand. Dieß verstanden die Russen; sie nahmen das Geld, und überließen ihm dafür 200. Stücke Fische, nebst einigen kleinen Kuchen. Die halbverhungerten Holländer

Länder waren über diesen Einkauf hoch erfreut, und eilten sich zu laben; der ganze Vorrath wurde in gleiche Theile getheilt, und jedem frey gestellt, mit dem Seinen Hauszuhalten, wie er wollte. Am 13ten hatten sie das Unglück, daß die beyden Fahrzeuge durch einen großen Sturm von einander getrennt wurden. Dieser hatte sich nicht sobald gelegt, als ein dicker Nebel es ihnen vollends unmöglich machte, sich einander wieder zu finden. Seemskerk war in dem Boot, und hielt dasselbe so viel möglich an der Küste; die Chalouppe schien aufs hohe Meer verschlagen zu seyn. Unter traurigen Besorgnissen über das Schicksal ihrer Kameraden segelten sie 4. Tage hintereinander fort, als sie abermals einer russischen Barke begegneten; da sie zu derselben kamen, bot die darauf befindliche Mannschaft ihnen von freyen Stücken ein Brod an, welches sie mit Dank annahmen. Die Russen wollten ihnen zu verstehen geben, daß sie ihre Kameraden, 7. an der Zahl, in der Chalouppe gesehen hätten; da man sie aber nicht verstund, hoben sie 7. Finger

auf,

auf, und zeigten auf das Boot, um zu erkennen zu geben, daß sie 7. Männern, in eben einem solchen offenen Fahrzeuge begegnet waren. Jetzt begriff man sie; und da der Schiffer durch Gebärden sprach, auch die Gegend erforscht hatte, so richtete er seinen Lauf dahin, und ließ aus allen Kräften rudern, und segeln, um sie wieder einzuholen.

Am 18ten erreichten sie endlich das längst gewünschte Vorgebirge der Insel Candnoes, am Eingange des weissen Meeres, aber die Chalouppe war leider nirgend zu sehen gewesen. Jetzt stand ihnen noch eine gefährliche Fahrt bevor. Von Candnoes nämlich mußten sie bey starkem Winde, und hohen Wellen quer durch das weiße Meer bis an die westliche von Lappländern bewohnte Küste desselben segeln, welches noch eine Reise von 40. Meilen war: Aber für Leute, welche schon so viele, und mancherley Gefahren überstanden hatten, konnte nichts mehr abschreckend seyn. Sie wagten es also mit ihrem kleinen offenen Boote in dieses

gefähr-

gefährliche Meer zu stechen, und nach dreyßig Stunden hatten sie dasselbe glücklich durchschnitten.

Sie entdeckten bald einige kleine Häuser an der Küste, und giengen daselbst ans Land. Diese Häuser wurden von dreyzehen Russen bewohnt, welche zwey Lappen, mit ihren Weibern und einem Kinde bey sich hatten. Die Lebensart dieser Russen war sehr einfach, denn sie nährten sich bloß von Fischen, die sie täglich fiengen; die armen Lappen hatten noch viel weniger zu beissen; diese mußten sich mit den Ueberbleibseln, und Köpfen der Fische begnügen, welche die Russen ihnen zuwarfen, und die sie wie die Hunde mit vieler Unterthänigkeit auflasen. Den Holländern that dieser Anblick im Herzen wehe. Sie, welche selbst so lang elend gewesen waren, fühlten sich, so oft sie andre leiden sahen von mitleidiger Theilnehmung durchdrungen. Aber hier mußten sie es beym bloßen Bedauren bewenden lassen, weil es nicht in ihrer Gewalt stand, das Schicksal dieser armen Lappen zu verbessern.

Weil uns der Faden der Geschichte in eine Gegend geführt hat, wo schon zerstreute Lappen wohnen, so wird es nicht unschicklich seyn, auch von diesem Volk eine Beschreibung zu machen.

Die Lappen haben mit den oben beschriebenen Samojeden manche Aehnlichkeit, sowohl in ihrer Bildung, als auch in ihrer Lebensart, doch scheinen sie sich den gesitteten Nationen schon um vieles mehr zu nähern. Auch sie sind schmutzbräunlicht von Farbe, welches theils von ihrer Unreinlichkeit, theils von dem Rauche herrührt, worinn sie in ihren Hütten leben. Sie haben kurzes, schwarzes Haar, breite Gesichter, eingefallene Backen, ein spitziges Kinn, großen Mund, triefende Augen, und sind klein von Statur; was ihre Lebensart betrift, so wissen sie nichts vom Ackerbau, nichts von Handwerkern, und Manufakturen, und wollen nichts davon wissen; denn das einzige Geschäft, wovon wenigstens die meisten sich nähren, ist die Viehzucht, und die einzige Thierart, deren sie warten, und welche

alle ihre Bedürfniße befriediget, ist das Rennthier. Dieses ist ihr Alles.

Das Hauptgeschäft der Lappen, die Viehzucht, verstattet ihnen nicht, immer in einer, und eben derselben Gegend zu wohnen; sie ziehen daher mit ihren Heerden herum, indem sie im Sommer die nördlichen, im Winter die südlichen Gegenden zu besuchen pflegen. Wollten sie dieß auch nicht thun, so müßten sie doch, weil ihre Rennthiere sie dazu zwingen würden, die, wenn sie in der einen Gegend aufgezehrt haben, sich von selbst anschicken in eine andere zu ziehen, und nicht zurück gehalten werden können.

Ihre Häuser sind von der Art, daß sie selbe leicht mit sich führen können. Sie bestehen nämlich aus Pfählen, die sie in der Runde aufstellen, und zwar so, daß sie noch obenzu sich in der Runde neigen. Diese bedecken sie mit einem schwedischen groben Tuche, oder mit Rennthierfellen, oder in Ermanglung beyder mit Fichtenzweigen. Die inwendige Seite tapezieren sie mit allerhand Klei-

Kleidungsstücken. In der Mitte einer solchen Hütte ist ihr Heerd, und über demselben eine Oefnung im Dache, welche zum Schornstein, und zugleich zum Fenster dient.

In einer solchen Hütte haben zwanzig Menschen Platz, vorausgesetzt, daß sie nicht so viel Raum nöthig haben, als wir andere, die wir gewohnt sind, daß jeder sein besonderes Zimmer für sich habe. Die Stühle, Canapee's, Sopha's, und Betten der Lappen sind Fichten, oder Tannenzweige, über welche man Rennthierfelle ausgebreitet hat.

Zur Fortschaffung ihrer Sachen, wenn sie aus einer Gegend in die andere ziehen, bedienen sie sich einer Art von Schlitten, die wie kleine Schiffe gebaut sind. Die davor gespannten Rennthiere laufen viel schneller, und anhaltender, als unsre Pferde, Berg auf, und Berg ab. Der Lappe selbst bedient sich um geschwinder fortzukommen, eben solcher Schrittsuche von Holz, dergleichen man an der Abbildung der Samoje-

den sieht. Diese bestehen aus einem 3. bis 4. Fuß langen schmalen Bret, das wie ein Schiff nach vornenzu krumm gebogen, und spitzig ist. Ein solches Brett binden sie unter jeden Fuß, und in jede Hand nehmen sie einen Stab, der sich unten mit einem horizontalliegenden Rade endiget, damit er nicht in den Schnee eindringen möge. Durch Hilfe solcher Schrittschuhe, und solcher Stäbe, gleiten sie, ohne jemals einzusinken, über den tiefsten Schnee mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie Bären und Wölfe einhollen können. Die Normänner, Finnländer, und Samojeden bedienen sich eben dieses wohlersonnenen Hilfsmittels.

Die Schweden, und Dänen haben sich zwar bemüht, die Lappen in der christlichen Religion zu unterrichten, aber es herrscht doch noch viel Aberglaube, und Abgötterey unter ihnen.

Unter den Lappen, wie unter allen andern dummen Menschen hat es von jeher viel Betrüger gegeben, die sich die Dumm-

heit

heit ihrer Landsleute zu nutzen machten, und sich für Zauberer, oder Hexenmeister ausgaben, die durch Hilfe böser Geister zukünftige Dinge vorher sagen, und über andere Menschen Gutes, oder Böses verhängen können. Die Lappländischen Betrüger dieser Art bedienen sich zu dieser abgeschmackten Gaugeley einer gewissen Trommel; aber die schwedische Regierung, welcher die meisten Lappen unterworfen sind, hat ihnen den Gebrauch derselben bey Lebensstrafe untersagt.

Nur Schade, daß Aberglauben, und Dummheit durch Verbote, und Strafen nicht getilgt werden können. Belehrung in früher Jugend ist das einzige sicherste Mittel dagegen. Alles was man durch Strenge auszurichten vermochte, ist, daß die abergläubischen Lappen ihre dummen Alfanzereyen jetzt im Verborgenen treiben, und um so viel lüsterner darnach sind, weil man sie ihnen verboten hat. Man suche sie geschweider zu machen, und ihr Glaube an Zauberer, Gespenster, und Teufeleyen, wird ohne Verbot von selbst verschwinden.

Einige Lappen sind reich. Ausser einigen tausend Rennthieren, die ihren grösten Reichthum ausmachen, besitzen diese auch allerhand Kostbarkeiten an Silber, z. E. silberne Ringe, Schnallen, Löffel, Becher, u. s. w. Auch ist nunmehr der Gebrauch des Geldes bey ihnen eingeführt; aber bey ihrer unsteten Lebensart pflegen sie diese ihre Kostbarkeiten häufig zu vergraben; und wenn sie denn etwa darüber hinsterben, so werden die vergrabenen Schätze selten wieder gefunden. Diese reichen Lappen ziehen in den Gebürgen umher, wo sie die meiste Nahrung für ihre Heerden finden, und werden deswegen Berglappen genannt; andere, welche keinen solchen Reichthum an Rennthieren besitzen, leben in den Wäldern, und nähren sich meistentheils von Fischen, und Vögeln, halten auch wohl Kühe, und Schafe, und diese nennt man Waldlappen. Diese letztern sind trefliche Bogenschützen.

Der begüterte Lappe liegt lieber den ganzen Tag in seiner Hütte, und schläft, als daß er sich mit irgend einer Arbeit befassen

fassen sollte. Die Arme hingegen legen sich auf hundert kleine Künste, verfertigen Schlitten mit allerley Figuren, aus Horn und Zinn geziert, machen Löffel, Kästchen, Schachteln, Körbe, Bogen, und allerhand Werkzeuge, So macht auch hier, wie überall der Reichthum faul, die Armuth thätig, und geschickt.

Die Weiber der Lappen haben vornämlich mit Verfertigung der Kleidungsstücke für die ganze Familie zu thun. Zum kochen werden sie nicht gebraucht, das thun die Männer selbst. Dahingegen müssen jene Felle zubereiten, und feinen Drath aus Zinn ziehen, um die Gürtel, die Kleider und die Schlittengeschirre damit zu zieren.

Mit den Heurathen halten es gerad die Lappen, wie bey uns die Könige, und Fürsten. Nicht die jungen Leute selbst, sondern ihre Aeltern beschließen, wann, und wen sie heurathen sollen, und sie sehen hiebey nicht darauf, ob die beyden Leute sich zu einander passen, und einander lieben können,

sondern bloß auf das was jeder mitbringt. Wenn die Aeltern sich eine Schwiegertochter ausgesucht haben, so gehen sie mit ihrem Sohne, er mag wollen, oder nicht, nach des Mädchens Aeltern, und versorgen sich vorher mit Brandwein. Dieser wird zuerst präsentirt, und nimmt man ihn an, so ist das ein gutes Zeichen; jetzt fängt man an zu handeln. Der Vater des jungen Mannes erklärt sich, was er den Aeltern der Braut, oder den nächsten Anverwandten, an Geld, oder Güter schenken will, und die Aeltern der Braut bestimmen von ihrer Seite den Brautschatz, den sie ihrer Tochter mitgeben wollen, und die Verwandten der Braut zeigen gleichfalls die Gegengeschenke, die man von ihnen zu gewarten habe.

Wird dies alles von beyden Seiten genehmigt, so geht die Heurath vorsich; wo nicht, so müssen die Aeltern der Braut den Brandwein bezahlen, den man ihnen mitgebracht hat. Zur Hochzeit bringt ein jeder Gast ein von ihm bereitetes Gericht; diese Gerichte werden alle zusammen geschüttet,

tet, und von der Masse ißt jeder nach Gefallen.

Die Kinder der Lappen werden frühzeitig gegen alles Unangenehme abgehärtet; so lang sie noch jung sind hängt man sie in einer kleinen Maschine, welche einer Wiege gleicht, unter das Dach der Hütte in den Rauch. An dieser Maschine sind 2. Schnüre gebunden, womit man sie zuweilen hin und her bewegt. Uebrigens giebt man diesen Leuten das Lob, daß sie sich äußerst angelegen seyn lassen, ihre Kinder zu allen, unter ihnen gebräuchlichen Arbeiten, anzuhalten. Vermuthlich aber machen die Reichen unter ihnen, so wie unter uns, auch hiervon eine Ausnahm. Denn sonst müßte die ganze Nation schon längst eine der Arbeitsamsten geworden seyn.

Die meisten Lappen stehen unter schwedischer, einige unter dänischer, andere unter rußischer Oberherrschaft. Diejenige, welche unsere Holländer an der westlichen Küste des weissen Meeres fanden, waren rußische Lap-

pen, und zwar solche, welche Armuths halber den daselbst zerstreut wohnenden Russen Sklavendienste thaten, nur um ihr Leben zu erhalten.

Genug von ihnen.

Nachdem die Holländer hier ein Gericht frische Fische, und eine Mehlsuppe, die ihnen herrlich schmeckte, eingenommen hatten, giengen sie etwas weiter ins Land, um Löffelkraut einzusammeln. Die ganze Gegend war wüst, und ungebaut, doch erblickten sie von Fern zween Männer auf einer Anhöhe, woraus sie schloßen, daß, außer ihren heutigen Wirthen, den dreyzehn Russen, doch wohl noch mehr Menschen da seyn müßten. Bey dieser Bemerkung ließen sie es bewenden, und verfügten sich nach dem Boote.

Die beyden Männer auf der Anhöhe nahmen denselben Weg, und es währte nicht lange, so waren sie gleichfalls bey dem Boote. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, welche sich auf einmal der ganzen Gesellschaft bemächtigte, da man sahe, daß diese beyde

Männer

Männer keine andere, als zwey von ihren Freunden aus der Chalouppe waren?

Das war ein Frohlocken! ein Hände drücken! ein Glück wünschen! Doch das mag man sich selbst vorstellen, ich für meinen Theil begnüge mich, nur noch hinzu zu fügen, daß die Chalouppe mit den übrigen Gefährten auch nicht lange ausblieb, und daß man diesen frohen Tag des Wiedersehens mit einer festlichen Mahlzeit feierte, die ohngeachtet sie nur aus Fischen und Brod bestand, ihnen allen köstlicher schmeckte, als unser einem die ausgesuchtesten Leckerbissen.

Als sie am folgenden Morgen wieder unter Segel giengen, begegneten sie Fischern, wurden aber vom Winde abgehalten, etwas von ihnen zu erhandeln. Diese ehrlichen Leute merkten ihre Verlegenheit, und warfen ihnen unentgeltlich einen Stockfisch zu.

Sie schiften weiter, trafen gegen Abend andere Fischer an, von denen sie auf rußisch gefragt wurden, wo ihr Crabbel, d. i. wo

ihr Schiff wäre. Man antwortete mit zwey rußischen Worten, die man schon gelernt hatte, Crabbel propal, d. i. das Schiff ist verlohren gegangen. Hierauf erwiederten jene, Cool Brabante Crabbel, woraus man schloß, daß sie sagen wollten, zu Kola wären brabantische oder holländische Schiffe, eine Nachricht, die ihnen große Freude machte.

Um so viel mehr suchten sie die Fahrt aus allen Kräften zu beschleunigen. Allein ein heftiger Wind, der am folgenden Tage blies, nöthigte sie ans Land zu gehen; hier trafen sie eine kleine Familie von Lappen, in einer elenden Hütte an, von denen sie die Bestättigung der Nachricht erhielten, daß zu Kola drey brabantische Schiffe lägen, von denen zwey eben im Begriffe wären fortzusegeln. Aus Besorgniß, daß sie vielleicht zu spath dahin kommen möchten, bewogen sie einen Lappen, einen der Matrosen zu Lande nach Kola zu führen; dieß geschahe; und am dritten Tage sahe man den Lappen jedoch ohne seinen Gefährten, zurück kommen. Da man schon voller Unruhe darüber war,

zog der Lappe einen Brief an den Schiffer Seemeker hervor, den man begierig öffnete, und folgenden Inhalts fand:

Man seye erstaunt, zu hören, daß er, und seine Leute, die man schon lange für verlohren gehalten hatte, noch am Leben wären. Man freuet sich über diese unerwartete Nachricht herzlich, und würde eilen, ihnen mit allerhand Erquickungen, so geschwind als möglich entgegen zu kommen.

Der Brief war unterschrieben,
Johann Cornelius Ryp.

Nun überließ man sich zuförderst der Freude über den angenehmen Inhalt des Schreibens: dann warf man die Frage auf, wer dieser Cornelius Ryp wohl seyn möchte?

Doch wohl nicht gar, riefen einige aus, der Steuermann des andern Schiffs, welches mit uns aus Holland segelte, und bey Spizbergen sich von uns trennte, unmöglich sagten andere, wie könnte der noch am

Leben

Leben seyn, da wir, die wir lange nicht so weit gegen Norden fuhren, als er, dem Tode, mit so vieler Mühe entgangen sind! Der Name war indessen der nämliche. Glücklicher Weise erinnerte sich der Schiffer, daß er noch einen Brief besitze, den Cornelius ehemals an ihn geschrieben habe. Der Brief wurde hervorgesucht, beyde wurden miteinander verglichen, und es zeigte sich, daß beyde von einer, und ebenderselben Hand geschrieben waren. Neue Ursache zu einer Freude, die sie alles überstandene Ungemach vergessen machte! Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da sie den Mann, und seine Gefährten wieder von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Diese mit Sehnsucht erwartete Zeit kam auch heran; man erblickte von Fern einen kleinen Kahn, und als er näher kam, entdeckte man in ihm unter lautem Jauchzen den Steuermann Cornelius, mit dem abgesandten Matrosen. Man betrachtete sich von beyden Seiten als Todte, die wieder auferstanden wären; um so viel inniger aber

war

war ihre Freude über dieses unerwartete Wiedersehen.

Cornelius hatte eine Tonne Rostocker bier, Wein, Brandwein, Zwieback, Fleisch, Speck, Lachs, Zucker, und andere Erfrischungen mitgebracht, die unsre Freunde schon seit langer Zeit nicht mehr gekostet hatten. Man schmauste also einmal wieder königlich, und gieng darauf erquickt, und neu gestärkt wieder unter Segel, und langte zwey Tage darauf glücklich bey Cornelius Schiffe an, welches eine halbe Meile unter Kola auf einem Fluße eben dieses Namens, vor Anker lag. Hier gab es nun wieder ein neues Fest, da das beyderseitige Schiffsvolk sich wieder sahe, sich erkannte, und sich wechselweiß seine ausgestandenen Abenteuer erzählte.

Man wünscht vielleicht zu erfahren, was für Schicksale Cornelius unterdessen mit seiner Mannschaft gehabt habe; allein es thut mir leid, daß ich diesen Wunsch nicht befriedigen kann, weil ich nichts davon aufgezeichnet finde.

Nach-

Nachdem man sich gegenseitig lange genug erfreut, und mit seinen Schicksalen sich unterhalten hatte, ruderte man vollends nach Kola, und erhielt von dem dasigen rußischen Statthalter die Erlaubniß, die beyden Fahrzeuge in die dortige Börse zu bringen, wo sie als ein Denkmal ihrer langen wunderbaren Reise stehen bleiben sollten. Nun mag der Zahn der Zeit unterdessen wohl stark daran genagt haben; aber die Ueberbleibsel sieht man daselbst vermuthlich noch bis auf diesen Tag.

Den 15ten September giengen sie bey Cornelius Ryp an Bord, um die Rückreise nach Holland anzutreten. Man lichtete unmittelbar darauf die Anker, und sie langten, ohne daß sich weiter etwas Merkwürdiges ereignet hätte, den 1. November 1597. zu Amsterdam in eben der Kleidung, und mit eben den Mützen von weissen Fuchsfellen an, die sie auf Nova Zembla getragen hatten. Ihr Anblick erregte Verwunderung, und die Erzählung ihrer Schicksale allgemeines Erstaunen.

Merkwürdige Abenthever vier rußischer Matrosen auf Spitzbergen.

In der rußischen Stadt Mezen, am weißen Meere gelegen, rüstete ein Kaufmann im Jahre 1743. ein Schiff aus, um es nach Spitzbergen auf den Wallfisch- oder Robbenfang zu senden. Dieß Schiff hatte einen so anhaltend günstigen Wind, daß es schon am achten Tage nach seiner Abfahrt in der Gegend von Spitzbergen ankam. Die Absicht des Schiffers war, unter diesem Lande hinzusegeln, und sich dann an die westliche Küste desselben zu legen, wohin auch die Schiffe anderer Nationen in gleicher Absicht sich zu wenden pflegen. Allein plötzlich drehte sich der Wind, und man konnte nicht verhindern, daß das Schiff an die östliche Küste verschlagen wurde.

Diesen Zufall sahe man höchst ungern, denn man wußte nun schon aus wiederhol-

ter Erfahrung, daß auf dieser Seite des Landes mehr Eis, als auf der andern zu seyn pflegt. Dieß bestättigte sich auch gar bald; denn es währte nicht lange, so sahen sie sich rund umher mit mächtigen Eisbänken umgeben, zwischen denen das Schiff wie eingemauert sitzen blieb.

Man sahe bald, daß die Lage des Schiffes höchst gefährlich seye, und wenig, oder gar keine Hoffnung übrig lasse, daß es gerettet werden könnte. Die Frage war also nur was die Mannschaft zu thun habe, um, wo möglich, nur ihr Leben davon zu tragen?

Das Land, welches man im Gesicht hatte, war nicht eigentlich die große Insel selbst, sondern eine an der östlichen Küste derselben liegende kleinere Insel, welche man **Ostspitzbergen** nennt.

Indem man nun die große Frage was zu thun sey, in Erwägung zog, erinnerte sich der Steuermann, daß vor einigen Jahren

ge=

gewisse Leute, aus der nämlichen Stadt Mezen, woher sie selbst kamen, sich entschlossen hätten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erforderliche Holz zu sich genommen, und ihren Entschluß wirklich ausgeführt hätten. Man zweifelte nicht, daß diese Hütte noch da stünde, und man beschloß sie aufzusuchen, und in Besitz zu nehmen.

In dieser Absicht rief der Steuermann — Alexi Himkof — war sein Name, drey Matrosen auf, ihn zu begleiten, indem er selbst ans Land gehen wollte, um diesen Vorsatz auszuführen. Die Namen dieser drey Matrosen waren: Ivan Himkof, Stepan Scharapof, und Foeder Weriguin. Meine Leser wundern sich vielleicht, daß ich ihnen diese geringen Leute so namentlich zuzähle, aber nur Geduld; ich hoffe es zu erleben, daß man vor diesen jetzt noch unberühmten Namen das Haupt entblößen, und in diesen simple Matrosen Helden ehren wird, die mehr Achtung verdienen, als mancher, welcher Schlachten gewann. Der Kampf mit

Widerwärtigkeiten ist nämlich auch ein Kampf, und der Sieg darüber, den man durch Geduld, und Standhaftigkeit davon trägt, auch ein Sieg, der seinen Lorberkranz so gut, oft noch mehr verdient, als ein anderer, der mit Menschenblut erkauft wird.

Bey ihrer Abreise vom Schiffe nahmen sie folgende Sachen mit: eine Flinte, ein Horn mit zwölf Schüssen Pulver, und eben so vielen Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, ein Feuerzeug, ein Stück Lunte, ein Messer, eine Blase voll Rauchtaback, und vier hölzerne Tabackspfeifen.

Mit diesen wenigen Sachen bepackt, und noch etwa einen Stecken in der Hand, stiegen sie aus dem Schiffe auf das Eis; der Weg von da bis an die Küste möchte ohngefähr eine gute halbe deutsche Meile betragen. Aber dieser Weg war mißlich. Er gieng nämlich über Eisschollen, die noch nicht aneinander fest gefroren waren, son-

dern

dern durch die wallenden Meereswogen hin und her geschaukelt wurden. Da mußten sie also von einer Scholle auf die andere springen, und sich jedesmal wohl in Acht nehmen, daß sie nicht zu kurz sprangen, oder abgleiteten, sonst wars um sie gethan. Sie überstanden indessen dieses erste Abentheuer glücklich, und langten ohne irgend einen andern Unfall auf der Insel an.

Ein ödes Land! voll Schnee, Eis, und unfruchtbarer Felsen! Sie wanderten eine Strecke darauf fort, und nicht lange, so ward die gesuchte Hütte glücklich gefunden. Sie stand ohngefähr eine viertel Stunde vom Gestade, und man bemerkte mit Vergnügen, daß die schadhaften Stellen derselben noch einer Ausbesserung fähig wären. Ihre Länge betrug fast sechs Klafter, und ihre Breite und Höhe jede drey. Sie hatte ein kleines Vorgemach, folglich auch zwo Thüren; eine um dieß Vorzimmer, die andere, um die eigentliche Stube zu verschliessen; eine Einrichtung, welche viel dazu beytragen konnte, die Wärme in dem

Zimmer zu erhalten, wenn man eingeheitzt hatte. Hiezu fand man in diesem Zimmer noch einen Ofen von Leim, nach rußischer Bauart, d. i. eine Art von Backofen ohne Schornstein. Solche Oefen sind in Rußland sehr gebräuchlich, und sie dienen dem Landmanne nicht nur zum Einheizen, sondern auch zum Kochen, und zugleich zur Bettstelle, indem ein Theil der Familie auf demselben zu schlafen pflegt. Zum Abzuge des Rauchs hat man kleine Oefnungen in den Wänden des Zimmers angebracht, und diese mit Schiebern versehen, um sie nach Bedürfniß zu öfnen, oder zuzuschieben. Diese Löcher vertreten zugleich die Stelle der Fenster, und sie verhindern, daß sich der Rauch nie tiefer herabsenkt, als bis zur Höhe eines sitzenden Menschen.

Unsre vier Russen waren sehr erfreut, diese Hütte gefunden zu haben, und brachten, um sie einzuweyhen, die erste Nacht, so gut sie konnten, darinn zu. Mit Anbruch des folgenden Tages machten sie sich auf, um die angenehme Nachricht der gefunde-

nen

nen Hütte nach dem Schiffe zu bringen. Sie kamen an den Strand, aber wer vermag das Entsetzen dieser armen Leute zu beschreiben, da sie nicht nur das Meer weit und breit offen, sondern auch — das Schiff verschwunden sahen! Ein heftiger Sturm, der die Nacht hindurch gewehet hatte, war die Ursache dieser Widerwärtigkeit.

Sie standen eine Zeit lang ganz betäubt, und warfen einer dem andern Blicke voll Bekümmerniß, und Schrecken zu. Endlich ermunterten sie sich durch die Hoffnung, daß das Schiff vielleicht nur vom Sturmwinde verschlagen wäre, und wieder zurück kehren würde. — Aber eitle Hoffnung! Es kehrte nie zurück, auch in Rußland hat man nie wieder etwas davon erfahren: es war also ohne Zweifel untergegangen.

Sobald unsre vier Russen zu dieser schrecklichen Gewißheit gekommen waren, so übersahen sie ihren ganzen hilflosen Zustand mit Schaudern. Unter einem so rauhen Klima, auf einer wüsten Insel, mit

einer so kleinen Portion Mehl, und mit so wenigen. Hilfsemitteln zu ihrer Vertheidigung gegen die wilden Thiere, und zur Erwerbung irgend einer menschlichen Nahrung, fern von aller menschlichen Gesellschaft, und fast ohne Hoffnung einer möglichen Erlösung leben zu sollen, — daß waren Vorstellungen, welche auch den Beherztesten mit Schrecken erfüllen konnten.

Aber unsere Russen waren Männer, die da wußten, daß durch Winseln, und Wehklagen nichts ausgerichtet wird. Sie erholten sich also bald von ihrer anfänglichen Betäubung, und fiengen an zu überlegen, was sie zu thun hätten, um bey aller Hilflosigkeit ihres Zustandes ihr Leben so lange zu fristen, als es Gott gefallen würde. Das erste, woran sie in dieser Absicht denken mußten, war die Ausbesserung der schadhaften Hütte. Als Russen, welche gewohnt sind ohne Hilfe eines Zimmermanns, ihre Wohnungen selbst zu erbauen, konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Schadhafte derselben wieder herzustellen, so bald

sie

sie nur die benöthigten Materialien, Holz, und Moos, zum Ausstopfen der Ritzen hatten. Allein woher dieses auf einer kahlen, mit Schnee und Felsen bedeckten Insel, auf welcher man nicht einmal Gesträuch, viel-weniger Bäume sahe?

Die Vorsehung hatte indessen schon für beydes gesorgt; unter dem Schnee, und zwischen den Felsen fanden sie Mooses die Fülle, und an dem Strande erblickten sie hie und da Ruinen gescheiterter Schiffe, und zu ihrer großen Freude auch Treibholz, welches zum Theil aus großen Bäumen, mit Wurzeln und Aesten bestand.

Noch machten sie eine andere Entdeckung, die ihnen nicht weniger Freude verursachte; sie bemerkten nämlich, daß es sehr viele Rennthiere auf dieser Insel gebe, die hier vom Moose lebten. Weil nun der Hunger sich bey ihnen zu regen begonnte, so wandten sie einen der zwölf mitgebrachten Schüssen sogleich dazu an, eins dieser Thiere zu erlegen, welches ihnen auf mehrere Tage

Nahrung gewährte. Und nun schritten sie mit gestärktem Muth und Kraft zur Ausbesserung der Hütte, womit sie denn auch in einigen Tagen glücklich zu Stande kamen.

Ihre zweyte Sorge gieng dahin, die Herbeyschaffung eines nöthigen Vorraths von Brennholz zu betreiben, um sich in ihrer Wohnung vor der grimmigen Kälte zu verwahren.

Auch dieß Geschäft gieng gut von statten, und da sie von Zeit zu Zeit wieder ein Rennthier schossen, so waren ihre vornehmsten Bedürfniße befriediget, und ihr Zustand war, für Leute, die sich durch weichliche, und wohllüstige Lebensart nicht verwöhnt hatten, so ziemlich erträglich. Aber wie lang konnte dieß währen? Pulver und Bley giengen zu Ende, und andere Waffen hatten sie nicht, womit sollten sie nun die Rennthiere erlegen? Noch mehr, wie sollten sie sich gegen die Angriffe der weissen Bären schützen, von denen sie alle Augenblicke angefallen zu werden besorgen mußten, weil

weil sie Spuren derselben schon häufig in ihrer Nachbarschaft vermerkt hatten?

Jetzt also fieng ihre Noth erst eigentlich an, und jetzt galt es, Kopf und Herz zu haben, um in dieser unbeschreiblich großen Verlegenheit, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern neue Hilfsmittel zur Erhaltung ihres Lebens zu ersinnen.

Ueberzeugt, daß man auch in dem hoffnungslosesten Zustande, die Hände nicht in den Schoß legen, und in unthätige Verzweiflung hinsinken müsse, giengen sie an den Strand, und suchten — sie wußten selbst nicht eigentlich was. Hier fanden sie unter einigen Trümmern ehemals gescheiterter Schiffe, die das Meer wieder ausgeworfen hatte, ein schlechts Brett, aber an diesem Brette einen großen, und dicken eisernen Hacken, nebst einigen gleichfalls starken Nägeln. Ein unbedeutender Fund für uns, die wir so etwas, so bald wir es brauchen, alle Tage haben können, aber für sie ein Schatz, den sie sicher nicht gegen eine Tonne Goldes würden vertauscht haben.

Sie

Sie fanden noch eine zweyte Kostbarkeit, die wir freylich nicht des Aufhebens werth achten würden, die aber ihnen, welche jezt blos auf den wirklichen, nicht auf den eingebildeten Werthe der Dinge sahen, viel schätzbarer, als der unschätzbarste Brilliant in der portugiesischen Krone war. Es war — eine etwas starke, und biegsame Tannenwurzel.

Mit diesen großen Schätzen eilten sie nun wieder ihrer Hütte zu; beym zurückgehen stießen sie auf einen dicken ziemlich harten, und oben platten Stein, den sie gleichfalls mitnahmen. Dieser sollte ihnen zum Amboß dienen. Der gefundene große Hacken war an seinem äußersten Ende rund, und stark, und weiter unten hatte er ein Loch, vermuthlich, um ihn annaglen zu können; man fieng damit an ihn ins Feuer zu legen, um ihn glühend zu machen, und verfertigte indessen eine Zange von Rennthiergeweyhen, um ihn, wenn er durchgeglüht seyn würde, damit anzufassen. Sobald dieß geschehen war, legte man den glühenden

Hacken

Hacken auf den Amboß, und trieb in die darinn befindliche Oefnung den stärkesten Nagel, um diese Oefnung zu erweitern. Man machte ihn abermals glühend, hieb hierauf mit dem Beile das dünnere, gekrümmte Ende des Hackens ab, trieb nachher in die erweiterte Oefnung des dicken Endes einen Stock, und man hatte — einen Hammer.

Jetzt schmiedeten sie das abgehauene gekrümmte End des Hackens zu einer geraden Spitze, schliffen, und schärften dieselbe nachher auf Steinen, befestigten sie mit Riemen von Rennthierhäuten an einem langen, und dicken Aste, von einem der Bäume, welche das Meer herbeygeführt hatte, und es entstand — eine Lanze. Ein zweytes Werkzeug dieser Art wurde aus einem der großen Nägel geschmiedet.

Nunmehr kam es darauf an, zu versuchen, ob diese Waffen auch die Probe halten würden? Und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ein großer weißer Bär, der

unsere

unsere Fremdlinge ausgekundschaftet hatte, näherte sich ihrer Hütte, und sobald man seiner gewahr wurde, beschloß man, ihm beherzt entgegen zu gehen. Es geschahe. Zwey der Matrosen, welche sich mit den Lanzen bewaffnet hatten, traten auf, rannten ihm mit den Spiessen in den weit aufgesperrten Rachen, und hatten, ohngeachtet das Ungeheuer sein Möglichstes that, sich wieder frey zu machen, doch endlich, wiewohl mit genauer Noth, das Glück, es zu erlegen. Die Helden wischten sich den Schweiß ab, und man schleppte die Beute nach der Hütte.

Das Fleisch des Bärens diente ihnen nun auf eine Zeit lang zur Speise, und sie fanden es sowohl schmeckend, als Rindfleisch, es seye nun, daß es wirklich eine Aehnlichkeit damit hatte, oder daß der Hunger es ihnen würzte. Sein großes zottigtes Fell gewährte ihnen ein Mittel mehr, sich in ihrer Hütte gegen die Kälte zu schützen. Noch fanden sie in den Bestandtheilen seines Körpers etwas, welches ihnen den größten

Nutzen

Nutzen zu versprechen schien, und worauf sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Das waren die Flechsen, oder Sehnen des Thiers; sie fanden nämlich, daß diese Flechsen wie dicker Zwirn, oder Bindfaden, sich in mehrere dünne Fäden zertheilen ließ. Eine Entdeckung, die ihnen jetzt die größte Freude, und in der Folge eben so großen Nutzen gewährte.

Indem sie weiter darüber nachdachten, bemerkten sie auf einmal, daß sie durch Hilfe dieser Flechsen sich ein Werkzeug zur Erlegung der Rennthiere bereiten könnten; und sogleich legte man Hand ans Werk. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhilfe mit dem Messer, um der neulichen gefundenen Tannenwurzel die Gestalt eines Bogens zu geben; und die Flechsen waren sehr geschickt, die Stelle einer tüchtigen Sehne zu vertreten. Nun fehlte es nur noch an Pfeilen; aber auch mit diesen kam man bald, und glücklich zu Stande. Aus vier Nägeln schmiedete man eben so viele Pfeilspitzen, schärfte sie durch Abschleifen, und befestigte sie mit

Bind-

Bindfaden von Bärenflechsen an Tannenstäbchen, deren anderes Ende man mit Federn von Wasserhünern, und Meerschwalben befiederte; und Bogen, und Pfeile waren fertig.

Den dringendsten Bedürfnißen unserer Matrosen war nunmehr glücklich abgeholfen; sie konnten sich gegen ihre fürchterlichen Feinde, die Bären, wehren, und sie konnten Rennthiere, und Füchse erlegen, um ihren Hunger zu stillen. Wasser schöpften sie entweder aus den Quellen, welche hie und da aus den Felsen hervor strudelten, oder sie schmolzen, wenn die Kälte alles in Eis verwandelt hatte, den Schnee, und versorgten sich auf diese Weise mit Getränk. Gleichwohl fehlte ihnen noch manches, um ihres Daseyns in dieser unfreundlichen Weltgegend nur einigermaßen froh zu werden.

Sie hatten zwar Holz, um ihre Hütte zu erwärmen, aber sie mußten sparsam damit umgehen, weil man nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, ob wohlthätige Stürme

me sie mit Treibholz jedesmal von neuem wieder versorgen würden. Sie hatten einen kleinen Kessel, aber da dieser ihr einziges Gefäß war, dessen sie zum Schöpfen, und Aufbewahren des Wassers, und zum Schneeschmelzen keineswegs entbehren konnten, so wäre es zu viel gewagt gewesen, wenn sie dieses auch zum Kochen hätten brauchen sollen. Sie mußten sich daher begnügen, ihr Fleisch nur ein wenig zu rösten, und es dann ohne Brod, und Zugemüse zu genießen Aber wenn man eine solche Kost Tag für Tag, Morgens, Mittags, und Abends genießt, so kann man denken, daß man endlich anfangen müße, sich nach einer Veränderung zu sehnen. Die strebsamen Männer strengten daher abermals ihren Verstand an, um irgend etwas zu erfinden, welches die Stelle des Brods für sie vertreten könnte; und auch dießmals blieb ihr Nachsinnen keineswegs fruchtlos.

Sie fiengen damit an, einen Theil ihres vorräthigen Fleisches an die Decke ihrer Hütte in den Rauch zu hängen; war es hinläng-

lich durchgeräuchert, so hiengen sie es an dem auswendigen Dache auf, doch so, daß es von den Bären, und Füchsen nicht erreicht werden konnte. Hier wurde es nun von der Luft, und von dem Winde dergestalt ausgetrocknet, daß sie es zu ihrem frischen Fleische, anstatt des Brodes essen konnten. Diese Art gewährte einen doppelten Vortheil; sie verhütete den Eckel an ihrer täglichen Fleischspeise, und diente zugleich zum Mittel ihr überflüßiges Fleisch für die Zukunft aufzuheben.

Ein neues Bedürfniß! die lange traurige Winternacht nahete heran, die, wie wir schon wissen, in dieser Wintergegend beynahe 4. Monate währt. Was sollten sie nun machen, wenn sie keine Lampe hatten; und wie sollten sie es anfangen, um eine Lampe zu bekommen? Man könnte denken, sie dürften nur ihr Feuer unterhalten, dieß wird ihnen Licht, und Wärme zugleich geben! wohl wahr, aber wie? wenn unglücklicher weise ihnen das Feuer einmal ausgienge, wie sollten sie es wieder anmachen? ihr Feuer-

zeug

zeug konnte ihnen nur so lange dazu dienen, als sie Lunte hatten, und das Bischen, welches sie davon mitgebracht hatten, gieng zu Ende. Die Art der Wilden, sich durch das Reiben zweyer Hölzer Feuer zu verschaffen, war ihnen vielleicht nicht bekannt; aber war sie es auch, so werden doch besondere Handgriffe, und eine besondere Uebung dazu erfordert, welche unsre Russen unmöglich haben konnten. Es gehört dazu auch zweyerley Holz, weiches nämlich, und hartes; und das was diese Leute hatten, war nur einerley, und zwar durchwässertes Tannenholz. Also auch zu Unterhaltung des Feuers, und zu Verhütung der Gefahr es jemals wieder zu verlieren, war eine Lampe ihnen höchst nothwendig.

Sie strengten daher noch einmal ihre ganze Erfindungskraft an, um auch diesem so großen, und dringenden Bedürfniße abzuhelfen. Glücklicher Weise hatten sie in irgend einer Gegend der Insel eine Stelle bemerkt, welche eine fette Erde, oder Thon enthielt; diese im Vorbeygehen gemachte

Beobachtung war ihnen genug; und sie schritten sogleich zum Versuche, ob sich aus diesem Thone nicht ein Gefäß formen ließe, welches ihnen zur Lampe dienen könnte. Sie knetteten den Thon, gaben ihm die Form einerLampe, und ließen ihn am Feuer trocknen. Sobald dieß geschehen war, versahen sie das Gefäß mit einem Dochte, den sie aus alten Lappen bereiteten, und füllten es, anstatt des Oels mit Rennthierfett an. Jezt wurde die Lampe angezündet; allein kaum fieng das darinn befindliche Fett zu schmelzen an, als sie den Kummer hatten, zu sehen, daß es den zu lockern Thon durchdrang, und Tropfen weise herab fiel. Das war ein eben so unerwarteter, als trauriger Strich durch ihre Rechnung!

Aber sie ließen sich dadurch nicht abschrecken; sie dachten vielmehr auf Mittel, die Zwischenräume des lockern Thones, welche das Fett durchließen, auszufüllen. In dieser Absicht verfertigten sie ein neues Gefäß, ließen es zuförderst an der Luft wohl trocknen, machten es darauf im Feuer glühend, und warfen es endlich in gekochtes Mehl, wel-

welches sie glücklicher Weise noch nicht verbraucht hatten. Dieses im Kochen von dem Wasser aufgelößte Mehl drang in jeden kleinen Zwischenraum des Thons, und verstopfte ihn. Sie ließen hierauf die Lampe trocken werden, und da sie nun abermals einen Versuch damit anstellten, hatten sie die unbeschreibliche Freude, zu sehen, daß dies Mittel geholfen hatte, daß die Lampe fest geworden war, und kein Fett mehr durch ließ. Zu noch größerer Befestigung klebten sie durch Hilfe des Kleisters, an die Aussenseite der Lampe ein Stück Leinwand, welches einer von ihnen aus seinem Hemde dazu hergab. Aus Besorgniß aber, daß dies für ihre ganze jetzige Wohlfahrt so überaus wichtige Gefäß, durch irgend einen Zufall zerbrochen werden könnte, verfertigten sie sogleich noch ein paar andere, um bey einem solchen Vorfalle nicht in Verlegenheit zu gerathen. Den nöthigen Tocht bereiteten sie von ihren Hemden, und von altem Takelwerk, welches sie unter den Schiffstrümmern am Strande gefunden hatten.

Unsere guten Russen fiengen nun an skorbutisch zu werden; es ist bekannt, daß diese Krankheit, der die Seefahrer so oft unterworfen sind, um so viel fürchterlicher zu seyn pflegt, je weiter man in den kalten Erdgürtel hinauf gegen die Pole zureiset. Sie besteht in einer Fäulniß im Geblüte, die sich zuerst, und vornemlich dem Zahnfleische mittheilt, dann aber sich durch den ganzen Körper ausbreitet, und den, der damit behaftet ist, in hohem Grade krank, und elend macht; Es war voraus zu sehen, daß unsere Matrosen in kurzer Zeit von diesem Uebel dergestalt würden angegriffen werden, daß sie sich nicht mehr von der Stelle würden bewegen, geschweige denn ausgehen, Rennthiere schiessen, Bären erlegen, oder Holz einholen können. Und war es dahin erst mit ihnen gekommen, so war ihr Untergang entschieden; so mußten sie hilflos und elend, vor Kälte, Hunger, und Durst des jämmerlichsten Todes sterben.

Zum Glück für die übrigen hatte einer von unsern 4. Insulanern, sich von Jugend

auf

auf gewohnt, auf eigene, und anderer Erfahrungen sorgfältig zu achten, und jede gute Kenntniß, die er in seinem Stande zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, seinem Gedächtniß tief einzuprägen, auch wenn er nicht voraus sehen konnte, wozu sie ihm einmal nützen würden. Dies war Joan Himkof des Steuermanns Pathe. Zu seinem und seiner Gefährten großem Glücke fand dieser in seinem Gedächtnisse, unter mehrern nützlichen Kenntnißen, die er eingesammelt hatte, auch einige Mittel gegen den Scharbock, wovon glaubwürdige Leute ihn versichert hatten, daß man sie heilsam befunden habe. Er rieth also den Kameraden, seinem Beyspiele zu folgen, und sich täglich, auch wenn die Witterung noch so rauh, die Kälte noch so grimmig wäre, viel Leibesbewegung zu machen; denn fügte er hinzu, welcher unter uns dem Triebe zur Ruhe, und zum Schlafe nachgiebt, und sich nur einige Tage lang auf die faule Seite legt, der wird nachher, wenn er auch gern wollte, nicht wieder aufstehen, und sich rühren können. Ferner, sagte er, müssen wir so

viel Löffelkraut, als wir unter Schnee, und Eis nur immer aufzukratzen vermögen, beyzutreiben suchen, und, wohlverstanden, roh verzehren. Denn so soll es, wie ich immer gehört habe, am allerwirksamsten seyn. Doch das räth sich ja von sich selbst, weil wir es doch nicht kochen könnten, auch wenn wir wollten. Weiter müssen wir, so oft wir ein Rennthier erlegen, uns bequemen, das warme Blut desselben zu trinken; denn so machen es unsre ehemaligen Nachbarn die Samojeden, und ich habe mir oft sagen lassen, daß sie dies nicht des Wohlgeschmacks wegen, sondern deswegen thun, weil sie aus Erfahrung wissen, daß auch das ein Mittel gegen den Skorbut seye. Endlich habe ich von eben den Samojeden gehört, daß sie in desselben Absicht, Fische und Fleisch tüchtig durchfrieren lassen, und dann beydes roh genießen. Fische bemerke ich nun zwar an unsrer Küste nicht, und wenn es deren auch noch so viel gäbe, so könnten wir sie doch nicht fangen, weil wir keine Werkzeuge dazu haben.

haben. Aber wir haben Gott Lob, Fleisch; von diesem wollen wir von Zeit zu Zeit etwas durchfrieren lassen, und roh genieſsen, so sehr sich auch unsre an eine solche Speise nicht gewöhnte Natur dagegen sträuben mag. Bey Arzneymitteln muß man nicht fragen: wie sie schmecken, sondern wozu sie gut sind. Also frisch Kameraden! meinem Beyspiele gefolgt, und auf! um Löffelkraut zu suchen.

Zwey seiner Gefährten, der Steuermann, und der zweyte Matrose, folgten seinem Rathe, und befanden sich wohl dabey; aber der dritte Matrose Sondor Weriguin, ein feißter, und daher auch träger Mann, konnte es unmöglich von sich erhalten, ein Gleiches zu thun. Er blieb so gern auf seinem weichen, und warmen Lager in der Hütte liegen, indessen die andern in tiefem Schnee herum wadeten; und das Rennthierblut zu samt dem rohen Fleisch war seinem zärtlichen Gaume so sehr zuwider, daß er sich unmöglich entschließen konnte, Theil daran zu nehmen. Und die Folge

davon? war diese: die drey ersten blieben gesund, und stark, Joan Simkof besonders, der sich am meisten übte, erlangte eine solche Fertigkeit im Laufen, daß er es nachher immer mit dem schnellsten Pferde aufnehmen konnte. Fondor Weriquin hingegen der unterdessen der Ruhe pflegte, wurde von Tag zu Tag vom Skorbut mehr ergriffen; konnte in kurzer Zeit gar nicht mehr ausgehen, konnte sich endlich ganz und gar nicht mehr rühren, daß er die Hand hätte zum Mund bewegen können, so daß seine mitleidigen Kameraden sich genöthigt sahen, ihn wie ein neugebohrnes Kind zu füttern, und in diesem jämmerlichen Zustande blieb er ganzer sechs Jahre lang, bis endlich der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

Unsre Helden — von nun an rede ich aber nur von den drey rüstigen unter ihnen, denn der vierte war, so bald er sich der Trägheit ergeben hatte für sich, und die Gesellschaft verlohren — unsere drey Helden also hatten nun schon manchen sauren Berg glück=

glücklich erstiegen, aber noch war ihnen mancher andere zu ersteigen übrig. Ihre Hemden waren theils zu Tocht schon verbraucht, theils mußten sie dazu erspart werden; ihre Schuhe, und Strümpfe waren abgetragen, um ihre übrigen Kleidungsstücke sahe es nicht viel besser aus. Die größte Strenge des Winters war vor der Thüre. Sie mußten nun also nothwendig darauf denken, den Abgang ihrer Kleidungsstücke durch andere zu ersetzen, und woher nun diese? Sie hatten freylich Felle von Bären, Rennthieren, und Füchsen, aber diese waren ungegerbt; wie sollten sie es anfangen, um sie geschmeidig, und brauchbar zu machen? und wenn sie hiermit auch zu Stande kamen, wie sollten sie, welche keine Schneider, keine Schuster waren, noch mehr, welche keine Scheere, keine Nadeln, keinen Pfriem, keinen Zwirn, und keinen Pechdrath hatten, wie sollten sie es anfangen, um Kleider, Schuhe, oder Stiefel daraus zu machen? Abermals eine schwere Aufgabe!

Sie fiengen damit an, erst auf Mittel zu denken, die Felle zu gerben. In dieser Absicht legten sie einige derselben mehrere Tage lang ins Wasser, um sie recht durchzuweichen, und in Fäulniß gerathen zu lassen. Dann versuchten sie, die dadurch los gewordenen Haare auszuziehen, und abzuschaben, und dieß gelang. Hierauf rieben sie das kahl gemachte, aber noch nasse Leder so lange zwischen ihren Händen, bis es unter dem Reiben trocken wurde. Nun schmierten sie es mit Rennthierfett ein, und rieben es von neuem, wodurch es endlich so weich, und geschmeidig wurde, daß es sich bequem verarbeiten ließ. Dieß sollte zu Schuhen, oder Stiefeln dienen.

Aber nun brauchten sie auch rauches Pelzwerk zu Kleidern, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen. Die rohen Häute konnten sie hiezu abermals nicht brauchen, sie mußten also noch eine zweyte Art von Gerberey erfinden, wodurch ihre Häute geschmeidig gemacht würden, ohne ihre Haare zu verlieren. Sie dachten darüber nach, mach-

machten einen Versuch, und zu ihrer grossen Freude gelang auch dieser. Sie liessen nämlich die hiezu bestimmten Felle nur einen einzigen Tag im Wasser liegen, um sie nur erst durchweichen zu lassen, dann verfuhren sie auf die vorige Weise, nur daß sie die Haare nicht ausrauften. So verschaften sie sich in wenig Tagen gute Materialien, zu Schuhen, Stifeln, und Kleidern.

Aber jezt trat die größte Schwierigkeit hervor. Woher nun Pfriemen, und Nehenadeln? und wenn sie diese hatten, woher den Pechdrath, und Zwirn? die leztere Frage war am leichtesten aufgelößt; sie wußten ja schon, daß sie die Sehnen der Bären, und Rennthiere in dickere, und dünnere Fäden nach Belieben spalten, und auseinander reissen konnten; aber die Nadeln, die Nadeln? da steckte die allergrößte Schwierigkeit, welche in der That unüberwindlich zu seyn schien?

Dennoch ward sie überwunden. Unsere sinnreichen, und emsigen Russen schmiedeten

zu-

zuförderst einen Nagel so dünn, daß er einem Drathe glich. Dann machten sie diesen Drath wieder recht glühend, und trieben hierauf ihr Messer, welches sie in dieser Absicht durch Abschleifen scharf zugespitzt hatten, in das eine End desselben dergestalt ein, daß er ein länglichtes Nadelöhr machte, wie man ungefähr an unsern Stopfnadeln sieht. Hierauf hieben sie den abermals glühend gemachten Drath in der Länge einer Stopfnadel ab, und durch reiben, und schleifen auf Steinen machten sie nach und nach das abgehauene Ende so glatt, rund, und spitzig, daß es vornämlich einer gutgearbeiteten Nadel glich. Der einzige Fehler, den die so von ihnen gearbeiteten Nadeln hatten, war der, daß das Oehr immer etwas scharf blieb, und daher leicht den Faden zerschnitt. Allein diesem Uebel war nun einmal nicht abzuhelfen.

Jetzt fiengen sie an zu schneidern, und zu schustern, daß es eine Lust war anzusehen. Der eine machte ein paar Stiefel, der andere Beinkleider, der dritte einen Rock von ganz

neuer

neuer Erfindung; jenem dienten die alten Kleider zu Mustern; dieser überließ sich seinem Genie, und erfand ein Kleid, welches dem kalten Klima ihrer Insel nicht angemessener hätte seyn können. Er ließ es nämlich nicht, wie unsere Röcke, vorn offen stehen, sondern nähete es fest zu, so daß man es, wie ein Hemde über den Kopf werfen mußte, wenn man es anziehen wollte. Er versahe es überdem mit einer Kappe, welche man über den Kopf ziehen, und am Halse zubinden konnte, so daß vor dem Gesichte nur eben eine Oefnung zum sehen blieb. Ihr Messer mußte hiebey die Stelle einer Scheere vertreten; diesmal machten sie lauter Kleider von Pelzwerk, weil die Zeit der strengsten Kälte herannahete. Gegen den Sommer verfertigten sie andere, vom gegerbten Leder, um sich in ihrem Anzuge nach der jedesmaligen Witterung richten zu können.

So wußten diese braven Männer bey allem Mangel an Werkzeugen, und Hilfsmitteln jedem dringenden Bedürfniße durch

Nach=

Nachdenken, Fleiß, und Emsigkeit glücklich abzuhelfen. Ihr Zustand hätte nunmehr einigermassen erträglich scheinen können, wenn nicht die Betrachtung, welche sich ihnen oft in ihrer ganzen Bitterkeit aufdrang, daß einer unter ihnen seine Kameraden überleben, und einsam, und hilflos allein zurück bleiben, und am Ende kümmerlich würde hinsterben müssen, sie von Zeit zu Zeit wieder schwermüthig gemacht hätte. Der arme Steuermann hatte noch eine Ursache mehr zum Kummer; er hatte bey seiner Abreise aus Rußland eine Frau, und drey Kinder zurückgelassen, die ihm stündlich vor den Augen schwebten; so oft er von den müheseligen Arbeiten des Tages in der Hütte ausruhete, war seine Seele in Rußland, mitten in dem kleinen Cirkel seiner Lieben, und hieng mit unaussprechlicher Sehnsucht, bald an der treuen Gattinn, bald an diesem, bald an jenem seiner geliebten Kleinen. Oft standen ihm die Augen noch voll Thränen, wenn die seiner Gefährten schon längst von süssem Schlummer geschlossen waren. Aber kaum galt es wieder sich zu rühren, so war er so

gut,

gut, als einer auf dem Platze, verbannte jeden kummervollen Gedanken aus seiner Seele, und arbeitete wieder aus allen Kräften, so munter und guter Dinge, als wenn nicht Weib, nicht Kinder jemals für ihn in der Welt gewesen wären.

Da ihre dringendsten Bedürfniße nunmehr befriediget sind, so haben wir Zeit eins und das andere von den Eigenthümlichkeiten der Insel zu hören, worauf sie lebten.

Alles was man von Spitzbergen überhaupt schon gehört hat, das gilt auch von dieser kleinern Insel, welche einen Theil davon ausmacht. Ihre Länge beträgt drey und zwanzig deutsche Meilen, und ihre Breite beynahe eben so viel, aber sie wird wie ganz Spitzbergen nicht von Menschen, sondern nur von weissen Bären, Rennthieren, weissen, und blauen Füchsen, bewohnt. Die ganze Insel ist voller Berge, und spitziger Felsen von erstaunlicher Höhe, welche Jahr aus Jahr ein mit Schnee und Eis bedeckt sind. Außer dem heilsamen Löffel-

kraute, welches hie, und da, und dem Moose, welches überall im Ueberfluße vorhanden ist, fanden sie auf der ganzen Insel kein Gewächs; zwischen den Felsen sprudelt überall Quellwasser hervor, und ergießt sich in kleinen Bächen ins Meer; Flüße von einigem Belange bemerkten sie nicht. Die lange Winternacht dauert hier beynahe 4. Monate, eben so auch der längste Tag. Der Mond läuft in der Abwesenheit der Sonne, das heißt in der langen Winternacht, ohngefähr zwey Monate lang, unabläßig am Horizonte herum, ohne unterzugehen, so wie die Sonne es zur Zeit des langen Tages macht. Die helle Nordlichter sind eine große Wohlthat für diese nördlichen Gegenden in der Zeit, da sie des Sonnenlichts entbehren müssen.

Die Kälte ist hier, wie wir schon wissen, fürchterlich; doch wird sie, wie unsre Matrosen angemerkt haben, in der Mitte des Novembers durch ein anhaltendes Regenwetter unterbrochen, welches bis zu Anfange des Jänners, also ohngefähr sieben Wochen währt. In dieser Zeit regnet es fast unaufhörlich,

hörlich, und dann ist die Witterung ziemlich gelinde, und ohngefähr so, als wenn bey uns im Winter Regenwetter einfällt. Von Gewittern erfährt man hier selten etwas, nur ein einzigesmal in sechs Jahren hörten unsre Matrosen einen fernen, dumpfen Donner. Der Schnee häuft sich im Winter zu einer erstaunlichen Höhe an; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß die Hütte, welche drey Klafter hoch war, im Winter gewöhnlicher Weise ganz unter Schnee stand, so, daß sie keinen andern Ausgang hatten, als eine oben an der Decke angebrachte Oefnung. Noch haben unsre Russen als etwas sonderbares angemerkt, daß sie, während ihres ganzen Aufenthalts auf dieser Insel, nie einiges Ungeziefer an sich verspürt haben, ungeachtet es ihnen unmöglich war, Körper und Kleider reinlich zu halten, und ungeachtet sie sowohl vorher, als nachmals mit dergleichen kleinen Geschöpfen in zimlicher Vertraulichkeit lebten. Reisende, welche die Linie passieren, wollen eben dieß bemerkt haben, und man versichert, daß Matrosen, welche

voller Ungeziefer waren, plötzlich davon befreyt wurden, so bald ihr Schiff den Aequator durchschnitten hatte; aber auch wieder davon heimgesucht wurden, sobald sie auf der Rückreise wieder diesseits dieses Kreises gekommen waren. Ich lasse die Wahrheit und Allgemeinheit dieser Beobachtung dahin gestellt seyn.

So viel von der Beschaffenheit des Landes, welches unsre Matrosen jetzt bewohnen. Nun müssen wir uns mit der Nachricht begnügen, daß sie dieses traurige Leben über 6. Jahre lang fortsetzten, weil sich in dieser ganzen Zeit kein Schiff in dieser Gegend sehen ließ.

Der unglückliche Weriguin hatte in dieser ganzen langen Zeit für seine anfängliche Trägheit unaufhörlich, und zwar sehr schmerzlich büssen müssen. Ohne sich bewegen, aufstehen, oder das Geringste vornehmen zu können, mußte er beständig da liegen unter großen Schmerzen, und von seinen treuen Kameraden sich füttern, und bedienen lassen.

lassen. Endlich kam der wohlthätige, längst gewünschte Tod, und drückte ihm sanft die Augen zu, und befreyte ihn von seinen Leiden. Die Kameraden begruben seinen Leichnam in Schnee.

Bis dahin hatten sie seiner mit einer Sorgfalt gewartet, die ihnen, und der Menschheit Ehre macht. Selbst elend seyn, Mangel, Noth, und Beschwerlichkeiten jeder Art zu leiden, und dann doch noch, mit eigener großer Unbequemlichkeit, eines kranken Bruders zu pflegen, und zwar sechs Jahre lang zu pflegen; das will viel sagen. — —

Man sollte denken, die drey Gesunden würden froh gewesen seyn, des ihnen so sehr zur Last fallenden Kranken endlich los zu werden; aber nein, sie hätten sein trauriges Leben gern verlängert, hätten die Last, die er ihnen machte, gern noch sechs andere Jahre getragen; denn er war, bey aller seiner Unfähigkeit etwas für sie zu thun, doch immer eine menschliche Gesellschaft mehr für sie,

und wenn man, wie sie, auf einer öden Insel lebt, und sich von der ganzen bewohnten Welt durch Ozeane abgeschnitten sieht, o! denn geizt man nach dem Vergnügen der Gesellschaft, und die bloße Gegenwart eines menschlichen Wesens ist ein unschätzbares Gut für uns.

Aber nun wieder zur Geschichte.

Einst da sie um Treibholz aufzusuchen nach dem Strande gegangen waren, und sehnsuchtsvolle Blicke über das Meer hin, nach derjenigen Weltgegend warfen, in welcher ihnen Rußland lag, entdeckten sie ganz unvermuthet, — und o! wer vermag das Uebermaaß ihrer Freude zu schildern! — ein Schiff, welches in zimlicher Entfernung von der Insel auf den Wellen schwebte. Sie waren einen Augenblick ausser sich vor Entzücken. Aber schnell wußten sie sich wieder zu fassen, weil ihnen einfiel, daß das Schiff, wenn sie hier unthätig stehen blieben, und sich einer unmäßigen Freude überlassen wollten, bald davon segeln, und sie hier in ihrem Eilande sitzen lassen würde. Sie liefen also was sie laufen konnten nach

der

der Hütte, hollten Feuer, und Holz herbey, machten hier auf einem Hügel, dort auf einem andern ein helllooderndes Feuer an, daß Flamme, und Rauch gen Himmel stiegen. Einer von ihnen lief, holte ein Rennthierfell, band es wie eine Fahne an eine lange Stange, und rannte damit an den Strand, um durch die Bewegung dieser ledernen Flagge den Leuten auf dem Schiff zu erkennen zu geben, daß hier Menschen wären, die um Erlösung fleheten. Glücklicher Weiß bemerkte man auf dem Schiffe beydes, und der Schiffer, eingedenk der heiligen Pflicht der Menschlichkeit, steuerte der Küste zu. Jetzt legte sich das Schiff nicht fern vom Strande vor Anker, und jetzt stieß ein Boot mit Männern ab, um zu sehen, was es mit den drey Leuten am Strande für eine Bewandtniß habe.

Man stelle sich das Entzücken der Insulaner, und das Erstaunen der Leute vom Schiffe vor, drey ganz in Leder, und Pelzwerk gehüllte menschliche Figuren vor sich zu sehen, und ihre Verwunderung, da sie, die sie selbst Russen waren, auf rußisch von

ihnen angeredet wurden, und nun vollends hörten, daß diese armen Geschöpfe hier, auf diesem unwirthbaren Eis = und Schnee= lande über sechs Jahre verlebt, und bis dc:= hin sich erhalten hätten!

Das Schiffe welches von Archangel kam, hätte nach West = Spitzbergen auf den Wallfischfang segeln sollen, allein zum großen Verdruße des Schiffers, und zum noch größern Glück für unsere Matrosen wurde es nach Ost = Spitzbergen verschlagen.

Nun wurde man eins, daß unsere drey Insulaner mit allen ihren Habseligkeiten an Bord genommen und so nach Rußland gebracht werden sollten. Der Schiffer verlangte dafür 80. Rubel, die man ihm mit Freuden zugestand.

Sie waren in der Zeit ihres Hierseyns reich geworden; ihre gesammelten Schätze, welche zimlich viel Raum einnahmen, bestanden in folgenden Dingen. 2000. Pfund Rennthierfett, über 200. Rennthierhäute, 10. Bärenfelle, eine erstaunliche Menge blauer, und weisser Fuchsbälge. Hierzu rechne man

nun

nun noch ihre ganze Sommer, und Wintergaderobe, ihre Spiese, Bogen, Pfeile, ihre Lampen, ihre Axt, die fast bis auf den Stiel abgenuzt war, ihr gleichfalls sehr verbrauchtes Messer, ihren Zwirn von Flechsen, ihre Pfriemen und Nehenadeln, welche sie in einem von ihnen selbst verfertigten, ungemein künstlich gearbeiteten knöchernen Büchsgen verwahrten. Nun wird man es wohl so unbillig nicht mehr finden, wenn der Schiffer für den Transport aller dieser Sachen, die in Rußland wohl ihre 2000. Rubel werth waren, sich von so reichen Leuten 80. Rubel bezahlen ließ, da er überdem die drey Personen in allem freyhalten mußte.

Alle jezt genannten Sachen waren nun an Bord gebracht; der Schiffer lichtete die Anker, und nach einer Fahrt von fünf Wochen kamen sie endlich glücklich zu Archangel an.

Bey ihrer Landung ereignete sich noch ein Auftritt, der beynahe sehr tragisch geworden wäre. Die Frau des Steuermanns Alexy Simkof, die ihren Mann, den sie zärtlich liebte, schon längst als todt beweinet

net hatte, befand sich zufälliger Weise auf der Brücke von Archangel, als das Schiff sich neben derselben vor Anker legte. Sie erblickte ihren Mann auf dem Verdecke, erkannte ihn, that einen lauten Schrey, und sprang von der Brücke hinab, um ihm alsobald in die Arme zu fliegen. Allein, sie sprang zu kurz, fiel ins Wasser, und nur mit genauer Noth gelang es den Matrosen sie wieder heraus zu ziehen, bevor sie ertrunken war.

Die drey Matrosen traten nun ans Land, und zwar in ihrer Spitzbergischen Uniform. Das zusammen gelaufene Volk empfieng sie mit Erstaunen, und Frohlocken, und Männer von Einsicht liessen bald den einen, bald den andern zu sich kommen, fragten ihn jeden einzelnen Umstand ihrer abentheuerlichen Geschichte ab, liessen sich die mitgebrachten Sachen zeigen, und überzeugten sich dadurch vollkommen von der Wahrheit dessen, was wir hier gehört haben.

Der Aufruhr in Antiochien.

Aus der Histoire du Bas - Empire
Vter Theil 23. Buch.

Da es mehr meine Absicht ist nützlich zu seyn, und der Jugend durch große Bilder, welche am meisten auf Sie wirken, Liebe zur Tugend, und zur Religion einzuflössen, als Lobsprüche einzuärnten, und mit meinen schwachen Talenten zu glänzen, so glaubte ich mich verpflichtet, mit der bloßen Bewunderung eines der reichesten Stücke in der Geschichte nicht zu frieden zu seyn; ich wählte daher folgende Geschichte, welche billig von Jedermann gelesen zu werden verdienet. Ich hätte dem Rath der Eitelkeit folgen, und meinem persönlichen Nutzen einen Weyhrauch streuen können, wenn ich diese vortrefliche Stelle mir zugeeignet, und einen Theil davon selbst bearbeitet hätte; ich fühlte aber nur

zu

zu sehr, besonders in dieser Gelegenheit, die Schwäche meines Pinsels, welcher noch sehr weit unter dem lebvollen Mahler der Antiochischen Empörung ist. Ich begnügte mich also mit dem süßen Troste, welcher jedem Freunde der Kunst angenehm ist, daß ich hier dem großen Talent des Verfassers, und der Wahrheit meine Ehrerbietung beweisen konnte: ich habe mich deswegen sehr gerne vergessen, um meinen Nebenbuhler zu erheben, dessen Andenken jedem Gelehrten, welcher Wahrheit und Kenntniße schätzt, kostbar seyn muß.

Diese Stelle ist eine der erhabensten, und verdient wegen der Wärme, mit der sie geschrieben ist, am meisten dem Alterthum an die Seite gesetzt zu werden. Die Religion zeigt sich besonders in ihrer ganzen Majestät, und zugleich in ihrer ganzen thätigen Theilnehmung am Schicksal des Unglücklichen; Man sieht, daß Sie allein den Mächten der Erde Schranken setzen, und sie entwaffnen kann. Ich habe mich daher entschlossen, dieses neue, und für alle Men-

schen,

schen, besonders für Fürsten so lehrreiche Gemälde meinen Lesern darzustellen; man kanns nicht genug wiederholen, daß diese keine leichte Anfälle von Zorn haben, das geringste Brausen ihres Gemüths kann eine Sündfluth von Uebeln strömen machen; die Gnade sollte deswegen eine ihrer ersten Eigenschaften seyn, und überhaupt sollen sie niemals müde werden zu vergeben, da Sie selbst einen Obern haben, von dem sie, wie ihre geringsten Unterthanen abhängen. Die Befehle des Theodos wurden im ganzen übrigen Theil Syriens willig beobachtet. Aber Antiochien wurde in Aufruhr gebracht; diese Stadt hielt man wegen ihrer Größe, Reichthum, Schönheit, Lage, und ihren Gebäuden für die Hauptstadt des Orients; sie war in vier Quartiere getheilet, welche mit Mauren umschlossen waren, und beynahe eben so viele Städte vorstellten, sie enthielt zweymal hundert tausend Einwohner, welche in achtzehen Zünfte getheilt waren. Außer dieser Anzahl des Volks lebten noch sehr viele Fremde darinn, welche täglich aus allen Gegenden der Erde daselbst ankamen;

so

so verschiedene Gesinnungen mußten natürlich zu der größten Unruhe Anlaß geben können. Man sprach schon seit einiger Zeit von der neuen Auflage: ob mans nun schon für ein leeres Geschwätze hielt, dem man keinen Glauben beymaß, so wurden doch einige in den Zustand von Ungewißheit versetzt, wo man gleichsam auf eine Empörung wartet.

Des Kaisers Befehle kamen in der Nacht vom 26. Hornung im Jahr 387. an; der Statthalter versammelte Morgens früh den ganzen Rath; ehe man den Brief noch ausgelesen hatte, überließen sich die Umstehende ihrem innern Schmerz; und riefen aus: Die Summe ist zu groß, man zermalme uns eher mit allen Folrern das Gebein, man sauge lieber das Blut aus unsern Adern, denn wenn man unsere Güter und uns selbst verkauft, so kömmt ja nicht einmal so viel heraus, daß man diese grausame Foderung befriedigen könnte. Das Murren, das Geschrey, die Ausdrücke der größten Verzweiflung brachten alle Glie-

der

der des Raths in Verwirrung: einige von Ihnen erhoben sogar Gebethe zu Gott, welche aber mehr als alles Murren zur Empörung Anlaß gaben.

Der Statthalter versuchte umsonst Sie zu besänftigen, sie verließen den Versammlungssaal, und liefen wüthend unter die Halle; hier verdoppelten sie ihr Schreyen, zogen ihre Rathskleider aus, riefen das ganze Volk zusammen, und übertrieben noch die Ursache ihrer Unruhe. Von allen Seiten lief man ihnen zu, und eine unzählbare Menge Volks umgab sie; die Wuth theilte sich allen noch geschwinder mit, als die Sprache, und der größte Theil wußte kaum die Ursache dieses Auflaufs, und zitterte doch schon vor Zorn. Plötzlich erfolgte eine allgemeine Stille, ohne daß man zuvor nur den geringsten Befehl zum Schweigen gab; der große Haufe des Volks blieb ruhig, und unbewegt, so, wie das Meer bey Herannäherung eines heftigen Ungewitters; und einen Augenblick darauf stieß es das fürchterlichste Geschrey der Raserey aus, theilte sich in mehre-

mehrere Haufen, die einen stürzten sich in die benachbarten Badhäuser, zerstöhrten, und zerschmetterten die Geschirre und Zierathen, die andere liefen in das Haus des Bischofs Flavian, und da Sie ihn nicht fanden, so kamen sie wieder in den Versammlungssaal zurück, aus dem der Statthalter seitdem sich nicht wagte, heraus zu treten: sie suchten die Thore einzureißen, und drohten ihn zu tödten, was in Antiochia nicht selten geschah; da es ihnen nicht gelingen wollte, liefen sie zerstreut in der Stadt umher, und schrien: alles ist verlohren, die Stadt ist ein Abgrund; eine grausame Auflage hat Antiochien zerstört.

Fremde, Sklaven, Elende, alles vermehrte den Haufen des revoltierenden Volkes, und in ihrer blinden Raserey kannten sie weder den Fürsten, noch Obrigkeit, und Vaterland; bey dem Anblick einiger Bildnisse des Kaisers, welche hier und da an öffentlichen Plätzen der Stadt abgemahlt waren, gerieth das Volk erst recht in Flammen, höhnte ihn mit Worten, und warf

sie

sie mit Steinen; und da er in den Werken von Erz noch lebendiger scheint, so riß man seine Statuen nieder; keine wurde geschont, weder die der Flaccilla, des Arkadius und Honorius, noch die Bildsäule zu Pferd, welche Theodosens Vater vorstellte; man band Ihnen Sailer an den Hals, und jeder lieh seinen Arm zu diesem rasenden Dienst: man riß sie von ihren Fußgestellen, zerschmetterte sie in Stücke, schalt, verfluchte, und überließ sie den Kindern, welche sie durch die Strassen der Stadt schleppten.

Dieser letzte Ausfall der Raserey war selbst den Schuldigen fürchterlich; der Anblick der Bilder eines so verehrenswürdigen Kaisers, welche zerstückt waren, erfüllte sie mit Schrecken, und sie glaubten die Glieder des Fürsten selbst zerstreut und zerstümmelt vor sich zu sehen. Bleich und zitternd entflohen die meisten, und schloßen sich ein. Die Empörung wurde gelinder, aber noch nicht gestillt. Die Hartnäckigsten versammelten sich um das Haus ihres vornehmsten Rathsherrn, welcher zu Hause blieb, woraus sie schlossen,

daß er keinen Theil an der Aufruhr nehmen wollte.

Während das Volk sich dieser Wuth überließ, wagten es die vernünftigern Bürger nicht sich zu zeigen, die Obrigkeit hielt sich in ihren Häusern verborgen, und war nur auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht; da sie sich nicht versammeln, noch einige Entschlüße fassen konnten, so mußten sie sich mit dem Gebeth zu Gott begnügen. Man rief vergebens den Statthalter, er möchte sich zeigen, aber dieser tapfre Mann, welcher sich im Krieg durch seinen Muth ausgezeichnet hatte, wollte sich doch diesen Tygern nicht Preis geben, bis er erfuhr, daß der heftigste Sturm vorbey, und das Haus des Rathsherrn nur noch von wenigen Leuten umschlossen sey. Dann begab er sich an der Spitze seiner Wache dahin, und mit zween Pfeilen zerstreute er dieses aufrührerische Häuflein; der Graf von Orient, welcher der Anführer der Armee war, vereinigte sich mit ihm, aber beyde zeigten nicht viel Kühnheit, in der Folge hat man sie angeklagt,

daß

daß sie sich nicht der Gefahr aussetzten, um die Statuen des Kaisers gegen diese Mißhandlungen zu vertheidigen, oder die Stadt vor einem so grausamen Unternehmen zu bewahren; ihre Soldaten verfolgten die Hartnäckigen, welche vor ihnen flohen; ein großer Theil davon wurde gefangen, und eingekerkert.

Man hatte bemerket, daß die Weiber von dem niedrigsten Pöbel, an diesem Vorfall, so sehr sie auch sonst in solchen plötzlichen Empörungen sich auszeichnen, gar keinen Antheil nahmen.

Der Aufruhr, welcher noch in allen loderte, sah, wie gewöhnlich geschieht, in seiner Imagination, lauter Schattenbilder, und widersinnige Wunderdinge; man konnte nicht begreifen, daß diese Unordnung nicht von einer übernatürlichen Macht herkommen sollte, und ein allgemeines Gerücht sagte: man habe einen riesenmäßigen Greisen auf einem sehr starken Pferde gesehen, welcher sich in einen Jüngling, und gleich darauf

in ein Kind verwandelte, und dann verschwand. Auch wollte man die Nacht zuvor eine fürchterliche Frau über die Stadt gesehen haben, welche ausserordentlich groß war, über alle Strassen hinwandelte, und die Luft mit einer Ruthe peitschte.

Das Volk dachte sich unter diesem Fantom einen höllischen Geist, welcher die Gemüther zur Raserey antrieb, wie die Knechte auf dem Amphitheater die wilden Thiere mit großen Peitschen anhetzten. Nach dem heil. Joh. Chrysostomus war es unnöthig, daß der Teufel in der Luft herum wandle, er saß schon in aller Herzen, und blies dieß Feuer der Empörung an; welche Morgens frühe anhub, und Mittags schon wieder gestillt war.

Aber diese Stille war ein trauriges Dunkel für alle Einwohner der Stadt. Nach diesem Anfall von innerer Zerrüttung ihres Geistes konnten die niedergedrückten, und verwirrten Einwohner sich nicht ohne Schrecken mehr ansehen; die Schande, die

Vor-

Vorwürfe des Gewissens, und die Furcht hielten ihre Herzen in der Klemme; der Anblick der Eilbothen, welche man abschickte, um den Kaiser von dem Vorfall zu benachrichtigen, war schon eine Strafe für sie. Unschuldige, und Schuldige erwarteten mit gleicher Angst den Tod: eigentlich wollte Niemand schuldig seyn, denn es schob immer einer die Schuld auf den andern. Die Heyden, welche, nicht weniger als die Christen, sich der Missethat theilhaftig machten, befürchteten, man möchte die ganze Empörung ihnen zuschreiben; alle Einwohner saßen mit ihren Familien in ihren Häusern verschlossen, und beweinten das Schicksal ihrer Weiber und Kinder, und sich selbst; eine finstere Stille herrschte überall, nur sah man hier und da einen Haufen Soldaten, welche die Unglücklichen aus ihren Häusern rissen, und in die Gefängniße schleppten. Die lange Nacht, welche man in tödlicher Unruhe zubrachte, stellte ihren Augen nichts als Galgen, Schaffothe, und Scheiterhaufen dar. Die meisten verließen ihr Vaterland, das ihnen nur ein großes Grab zu seyn schien.

Die Reichen verbargen, und vergruben ihre Reichthümer, und jeder schätzte sich glücklich, wenn er auf irgend eine Art sein Leben retten konnte.

Mit Anbruch des Tages waren alle Strassen mit Männern, Weibern, Kindern und Greisen angefüllt, welche dem Zorn des Fürsten entflohen; die Obrigkeit, welche nicht wußte, was für ein Schicksal dieser Stadt bestimmt sey, wagte es nicht, sie anzuhalten; kaum konnten ihre Drohungen noch die Rathsglieder zurück halten, welche auch auszureissen suchten; das Volk aber verließ in großer Menge die Stadt, und wählte sich Berge und Wälder zum Aufenthalt; manche unter ihnen wurden von den Strassenräubern umgebracht, welche diese Empörung benutzten, um die benachbarten Dörfer dadurch zu beunruhigen, und täglich wurden einige Cadaver dieser unglücklichen Flüchtlinge vom Oront in die Stadt gebracht.

Die Obrigkeit saß auf ihrem Richterstuhl, und ließ alle diejenigen vor sich bringen,

gen, welche zu Ende des Aufruhrs, und die darauf folgende Nacht gefangen wurden; sie suchte die härtesten Strafen hervor; denn sie konnte sich den Vorwurf machen, daß sie die Empörung durch nichts verhindert habe, und aus dieser Ursache wollte sie mit Schärfe das Verdorbene wieder gut machen; mit Bley beschlagene Ruthen, brennende Fackeln, und alle Foltern, welche sogar der Unschuld fürchterlich sind, wurden angewandt, um das Geständniß der Missethat, und der Verschwörung heraus zu zwingen; die übrigen Bürger waren an den Thoren des Rathhauses versammelt, welche am Eingange mit Soldaten besetzt waren.

Hier saßen sie in tiefem Schweigen, sahen einander mit stummen Mißtrauen an, und beschwuren die Obrigkeit mit Thränen, sich ihrer zu erbarmen, und den Richtern das Gefühl der Gnade einzuflößen; die Stimme der Scharfrichter, die Peitschenschläge, und die Drohungen der Obrigkeit machten ihr Geblüt vor Schrecken starren; sie hörten die Fragen, und zitterten bey jedem Streich,

bey jedem Seufzer für ihre Aeltern, und für sich; denn sie befürchteten jeden Augenblick, ihren Namen unter den Verschwornen nennen zu hören; — aber der Schmerz der Weiber war am größten; in ihren Schleyren eingehüllt, wälzten sie sich auf der Erde, fielen zu den Füssen der Soldaten, und bathen sie — aber vergebens — ihnen den Eingang zu erlauben; sie beschwuren sogar die geringsten Beamten mit ihren Anverwandten Mitleiden zu haben, und ihnen Hilfe zu leisten; und wenn dann vollends das Geschrey eines Vaters, Sohnes, oder Gemahls gehört wurde, so verdoppelte sich das herzschmelzendste Weinen und Klagen dieser Weiber; sie fühlten jeden Streich, den man ihren Anverwandten gab, und das Aeußere des Gerichtshauses war ein so erbärmlicher Anblick, als man im Innern grausam war.

Dieser fürchterliche, und angstvolle Tag wurde mit lauter Fragen, und Verhörungen der Schuldigen zugebracht. Die Nacht brach ein; man erwartete in todesähnlichem Beben den Entschluß der Obrigkeit; man flehte zu

Gott-

Gott, er möge das Herz der Richter rühren, daß sie ihnen noch einige Frist schenkten, und das Urtheil an den Kaiser schickten — aber plötzlich öfneten sich die Thore des Rathhauses, und die zween vornehmsten Bürger der Stadt wurden mit Ketten beladen, matt und entkräftet von zwey Wachen herausgeführt; dieser traurige Zug von Elenden, denen die Tortur kaum noch so viel Kraft ließ, daß sie unter der Hand des Scharfrichters, und in Gegenwart aller ihrer Mitbürger, sterben konnten, war mit Fackeln erleuchtet.

Um die Strafe desto wirksamer zu machen, führte man die Vornehmste zuerst an die Richtstätte; ihre Mütter, Weiber, und Töchter, die mehr als sie selbst litten, wollten ihnen nachfolgen, aber ihre Kräften erlaubtens nicht mehr, die Verzweiflung machte sie aber muthig; sie liefen, und sahen ihre nächsten Anverwandten, unter dem Schwerte sterben, und sanken aus Schmerz mit ihnen zur Erde, man wollte sie daher nach Haus tragen, aber alle Thüren waren mit dem Stadtsiegel verschlossen; ihre Güter wa-

ren schon größtentheils confisciert, und diese, durch Stand, und Geburt angesehene Weiber waren gezwungen, sich einen Aufenthalt zu erbetteln, den man ihnen mit vieler Mühe gab; die wenigsten von ihren Freunden und Verwandten öfneten ihnen ihr Haus, weil sie befürchteten, als Theilhaber an ihrem Verbrechen angesehen zu werden, wenn sie Mitleiden mit ihrem Unglück hätten.

Man fuhr fünf Tage fort den Schuldigen ihr Urtheil zu sprechen: manche Unschuldige wurden mit verurtheilt, weil die Tortur sie zum Geständniß nöthigte, ohne jedoch gefehlt zu haben; einige wurden enthauptet, andere verbrannt, oder gar den wilden Thieren preis gegeben; sogar die Kinder blieben nicht verschont.

Diese Menge von Strafen konnte jedoch die Uebrigen noch nicht von ihrer Sicherheit überzeugen; nach so vielen Streichen schlängelte der Blitz doch noch über ihren Häuptern herum: sie zitterten vor dem Zorne des Fürsten, und ob er schon noch nichts von diesem

Auf-

Aufruhr wissen konnte, so ertönten doch diese Fragen in alle Ohren: Weis es der Kaiser? Ist er aufgebracht darüber? hat man ihn besänftigt? Was befahl er? will er den Untergang von Antiochien? Um von allen Seiten jedes Streben wider die Gesetze zu zernichten, so bezahlte ein jeder in Eile die nun leichte Auflage, welche dazu Anlaß gab: Die Einwohner bothen sogar all ihr Vermögen, ihre Häuser und Güter an, die sie dem Kaiser überlassen wollten, wenn man sie beym Leben ließe.

Antiochien war sonst eine freudenreiche, wohllüstige Stadt, aber die Widerwärrigkeit, diese vortrefliche Lehrerinn der christlichen Weisheit, schuff sie plötzlich um. Alle Spiele, alle wohllüstigen Feste, Tänze und Lieder, und jede lärmende Ergötzung war verbannt; man hörte nichts als Gebethe, und Psalmengesänge; die Christen, welche die Hälfte der Einwohner ausmachten, übten jede Tugend aus, und die Heyden versagten sich alle Laster. Das Schauspielhaus wurde nie mehr besucht, denn man hielt sich

den

den ganzen Tag hindurch in der Kirche auf, wo die unruhigsten Gemüther in dem Schooße Gottes ihre Ruhe finden; die ganze Stadt war einem Kloster ähnlich.

Libanius seufzt darüber, und der heil. Joh. Chrysostomus wünschte den Einwohnern Glück dazu; denn er zog die glücklichen Früchten ihres Unglücks und ihrer Traurigkeit ihren ausschweifenden, unsinnigen Freuden weit vor.

Die Eilbothen, welche dem Kaiser die Nachricht von dem Antiochischen Aufruhr überbringen sollten, waren schon seit acht Tagen abgereiset, aber verschiedene Zufälle hinderten sie ihre Reise fortzusetzen, und zwangen sie die Postpferde mit einem öffentlichen Fuhrwerk zu vertauschen. Man glaubte daher ihnen noch vorkommen zu können, und die ganze Stadt wandte sich deshalb an den Bischof Flavian, einen seiner Heiligkeit wegen, sehr verehrungswürdigen Prälaten, und Liebling des Kaisers. Er nahm diesen beschwerlichen Auftrag an, ohne daß

ihn

ihn die Schwächlichkeiten seines hohen Alters, die Beschwerde einer langen Reise, die damals regnerische unangenehme Jahrszeit, noch der Zustand, in dem sich seine einzige geliebte Schwester befand, die er mit dem Tode ringend verlassen mußte, ihn davon abhalten konnte; er war entschlossen, entweder zu sterben, oder den Zorn des Fürsten zu dämpfen, und reisete mitten unter den Thränen seines Volkes ab; aller Herzen begleiteten ihn mit ihren Wünschen, und man versprach sich, daß ein von Natur so guter Fürst, die Bitten eines so ehrwürdigen Prälaten nicht werde unerhört lassen.

Ob schon Flavian die größte Eile anwandte, so konnte er doch die Eilbothen nicht erreichen, die vor ihm ankamen, und durch ihren Bericht den Zorn des Fürsten entflammten, welcher im ersten Anfall so schnell, als fürchterlich war.

Die Zerstöhrung seiner eigenen Statuen haben ihn weniger erbittert, als das Niederreissen der Bildsäulen seiner Flaccilla und

seines

seines Vaters, noch mehr aber wurde er durch die Undankbarkeit der Stadt selbst aufgebracht, er hatte sie vor allen in seinem Reich, durch große Beweise seines Wohlwollens besonders ausgezeichnet, und prächtige Gebäude daselbst erbauet.

Kurze Zeit vorher hatte man einen neuen Palast in der Vorstadt Daphne errichtet, der auf seinen Befehl erbauet wurde, auch versprach er ihr, sie bald zu besuchen. Sein erster Gedanke war die Stadt zu zerstören, und ihre Einwohner unter den Trümmern zu begraben; da aber seine erste Hitze vorbey war, so wählte er den General Hellebich, und Cesarius den Vorgesetzten der Gerichtsbarkeit; da ihm die Strafen, welche man den Urhebern des Aufruhrs anthat, noch unbekannt waren, so gab er ihnen den Auftrag, die Schuldigen nach ihrem Belieben züchtigen oder tödten zu lassen; auch gab er ihnen den Befehl, das Schauspielhaus, den Turnierplatz, und die öffentlichen Bäder zu verschliessen, der Stadt ihr Gebieth, ihre Freyheiten zu entreissen, und sie, wie es

ehemals Kaiser Severus that, in eine Burg zu verwandeln, die der Stadt Loadicea ihrer vormaligen Nebenbuhlerinn, untergeben seyn sollte, welche dadurch die Hauptstadt in Syrien würde; den Armen die Austheilungs des Brods zu entziehen, welche in Antiochien, so wie in Rom und Constantinopel gebräuchlich war.

Hellebich und Cesarius reiseten mit diesen harten Befehlen ab, begegneten dem Flavian, dessen Schmerz sie um vieles vergrösserten; ersetzte seine Reise mit größerer Schnelligkeit fort, um noch zu rechter Zeit Gnade für seine Vaterstadt zu erflehen. Die beyden Abgeordneten bemühten sich so bald als möglich in Syrien anzukommen; das Gerücht davon lief noch schneller als sie, und frischte den alten Schrecken in Antiochien wieder auf; man sagte sogar aus: sie kämen an der Spitze von einem Heer Soldaten, welche nichts als Raub und Mord athmeten.

Die Einwohner sprachen sich schon selbst einander das Urtheil. — Man wird den

Senat

Senat niederhauen, die Stadt von Grund aus zerstören, und samt dem Volke in Asche verwandeln; auf unsern Häuptern hin wird man den Pflug führen; mit Feuer und Schwert werden sie in den Gebürgen und Einöden alle aufsuchen, welche sich dahin flüchteten, um uns gänzlich auszurotten. —

Zitternd, und bebend erwartete man den Augenblick, wo Hellebich und Cesarius ankommen sollten, und die meisten wollten aufs neue entfliehen. Der Statthalter ein Heyde, gieng in die Kirche, worinn sehr viele Menschen wie in einem Schutzort versammelt waren, und hielt eine Rede an das Volk, um es zu beruhigen; als er fort war, machte ihnen der heil. Johann Chrysostomus Vorwürfe darüber, daß sie als Christen eine fremde Hilfe nöthig hatten, da doch ihre Herzen durch das Zutrauen in Gott sollten unerschüttert, und standhaft seyn. Endlich gelang es denen, welche den Charakter dieser beyden Abgesandten kannten, die Ruhe in den Gemüthern wieder herzustellen, man über-

überzeugte sich nach und nach, daß der Fürst Antiochien nicht zerstören werde, weil er seine Rache so billigen, und mäßigen Männern überließ; bey ihrer Ankunft lief ihnen eine große Menge Volks entgegen, und führte sie unter großem Freudengeschrey, das mit Thränen, und Gebethen vermischt war, in ihre Wohnung; es war am Abend des 29. Merz (im Jahr 387.).

Diese beyde Bevollmächtigte waren in der That keine von den feilen, kriechenden Hofleuten, welche sich ohne die geringste Zurückhaltung der Leidenschaft ihres Fürsten überlassen, mit seiner Laune wetteifern, und ihm dadurch große Marter und Reue bereiten: beyde waren im Gegentheil klug und tugendhaft; Hellebich war sogar ein genauer Freund vom heil. Gregor von Nazianz; und Theodoß verdient deswegen alles Lob, daß er in seinem Zorn zween Männer wählte, die seiner Leidenschaft nicht fröhnten, sondern sie in die engen Schranken der Gerechtigkeit leiteten, und darinn fest hielten. Sie erfuhren bey ihrer Ankunft, daß die Obrigkeit

ihnen schon zuvor gekommen, und die Aufrührer durch harte und schreckliche Strafen gezüchtiget habe; doch wurden sie durch die Befehle des Fürsten in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die noch blutenden Wunden dieser unglücklichen Stadt aufs neue aufzufrischen, und noch mehr Blut fließen zu lassen; sie straften Antiochien durch die Entziehung ihrer Privilegien.

Den folgenden Tag ließen sie alle diejenigen erscheinen, welche den Rath der Stadt ausmachten, hörten die gegen sie angebrachten Klagen, und ihre Antworten an; und die Menschlichkeit dieser Richter verminderte so viel möglich die strenge Härte ihres Auftrags; sie bedienten sich weder der Soldaten noch der Liktoren, um die Stille zu erhalten; auch hatten die Verklagten die Erlaubniß ihr Schicksal zu beklagen, und Thränen darüber zu vergiessen, denn die Richter vergossen sie selbst öfters; so mitleidig sie nun waren, so fest waren sie auch in ihren Entschlüssen, daher man sich auf keine Gnade Hoffnung machen durfte.

Am

Am Ende des Tages ließen sie alle diejenigen, welche überzeugt wurden, in einen Ort, einsperren, welcher mit einer Mauer umgeben, ohne Dach, und ohne den geringsten Schirm war, der sie vor den Beschwerlichkeiten der Witterung schützen konnte: sie waren die wegen ihrer Geburt, ihren Aemtern, und Reichthumen geachtesten Personen aus Antiochien; alle adeliche Familien begaben sich in die Trauer, und die Stadt verlohr mit ihnen all ihren Glanz und Schönheit.

Der dritte Tag sollte der traurigste seyn: alle Einwohner waren starr vor Angst; denn dieser Tag war für die Beurtheilung, und deren Vollziehung der Schuldigen bestimmt.

Vor Aufgang der Sonne verließen die Bevollmächtigten, unter einer Beleuchtung von Fackeln, ihre Wohnung: ihr Aeußeres verkündigte eine strengere Beharrlichkeit, als man den Abend zuvor nicht bemerkte, und auf ihrer Stirne las man schon den Richterspruch, den sie thun werden; als sie über

den groſsen Platz, von einer groſsen Volksmenge begleitet, zogen, so ergrif eine schon betagte Frau, die mit zerstreuten Haaren ihnen entgegen lief, den Zaum des Pferdes, auf welchem Hellebich ritt, hielt sich daran fest, weinte erbärmlich, und bath um Gnade für ihren Sohn, der wegen seinen Aemtern und den Verdiensten seines Vaters sehr geschätzt war; zu gleicher Zeit sahen sich Hellebich, und Cesarius von einer unbekannten Menge Volks umgeben, die alle in Trauerkleidern, und durch ihre bleiche abgehärmte Minen mehr Schattenbildern, als Menschen ähnlich sahen: es waren Einsiedler, welche aus den Gegenden Antiochiens, von allen Seiten herbey liefen, während die heydnischen Philosophen, die zwar stolzer, aber auch furchtsamer, als der Pöbel waren, ihre Sicherheit auf Bergen und in Höhlen suchten; die Mönche, welche damals die christlichen Philosophen waren, und diesen Namen mit allem Rechte trugen, verlieſsen ihre Höhlen, und Berge, um ihre Mitbürger zu trösten, und ihnen zu helfen; sie versammelten sich in groſsen Haufen, um die Be-

voll-

vollmächtigten her, sprachen dreiste mit ihnen, bothen ihre Köpfe statt der Angeklagten an, und schwuren, daß sie die Richter nicht eher verlassen würden, als bis sie ihnen Gnade für ihre Mitbürger ertheilt hätten: sie bathen sogar, man möchte sie doch an den Kaiser abschicken; wir haben, sagten sie, einen christlichen, und frommen Kaiser; er wird unsere Bitten erhören; wir können ihnen unmöglich erlauben, ihre Hände mit dem Blut ihrer Brüder zu besudlen, wenn wir nicht mit ihnen sterben dürfen.

Hellebich, und Cesarius suchten sich von ihnen loszumachen, indem sie ihnen antworteten, daß es nicht auf sie ankomme, zu verzeihen, und daß sie unmöglich dem Fürsten widersprechen könnten, ohne sich in seinen Augen eben so verdammenswürdig zu machen, als das Volk in Antiochien es ist.

Als sie weiter giengen, begegnete ihnen ein Greiß, der vom Elend abgezehrt, von einer kleinen Gestalt, und in schmuzigen und zer-

zerrissenen Kleidern war ; er ergriff einen von den beyden Bevollmächtigten beym Mantel, und befahl beyden von ihren Pferden herabzusteigen : voller Unwille über dieser Kühnheit, stießen sie ihn zurück, aber sogleich sagte man ihnen, es seye Macedon : dieser Name durchfuhr sie mit tiefer Ehrfurcht : Macedon lebte seit langer Zeit auf dem höchsten Gipfel der Syrischen Berge, und beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem Gebethe ; sein tadelloses Leben zog ihm den Namen Krithopfag zu, weil er sich nur von Gerstenmehl nährte. Ob er schon sehr einfach, und ohne die geringste Kenntniß der Dinge in der Welt lebte, und sich dem Auge aller übrigen Menschen entzog, so war er doch im ganzen Orient berühmt ; die Bevollmächtigten fielen zu seinen Füssen, bathen ihn um Verzeihung, und hielten ihm die Befehle des Kaisers vor, die sie zu erfüllen hätten.

Darauf hielt dieser vom Himmel erleuchtete Mann folgende Rede an Sie : Lieben Freunde, überbringt diese Worte unserm Fürsten, du bist nicht Kaiser allein, son-

sondern Mensch zugleich, und Befehlshaber über Menschen, die vom nämlichen Stoffe, wie du sind. Der Mensch aber ist Gottes Ebenbild: ists daher nicht eine Beleidigung Gottes selbsten, wenn man sein Ebenbild auf eine grausame Art zerstöhrt? Man kann sein Werk entehren, ohne seinen Urheber zu erzürnen. Bedenke doch, wie sehr dich die Entehrung der ähnenen Bildsäulen aufbrachte, und ist ein lebendes, vernünftiges, und beseeltes Bild nicht höhern Werths? Wie leicht sind dem Kaiser wieder zwanzig statt einer Statue hingestellt, aber wenn er uns einmal das Leben genommen hat, so kann er uns unmöglich nur ein einziges Haar wieder geben.

Die Rede dieses ungelehrten Mannes machte einen großen Eindruck auf die Bevollmächtigten, und beyde versprachen ihm, seine weisen Vorstellungen dem Kaiser selbst zu übergeben.

Sie befanden sich in der größten Enge und waren in ihrem innern eben so sehr er-

schüttert, als die Schuldigen selbst, denen sie das Urtheil sprechen sollten; auf einer Seite mußten sie befürchten, daß die Befehle des Kaisers ihnen seinen Zorn zuziehen möchten, auf der andern Seite wurde durch das Geschrey und das unaufhörliche Flehen der Einwohner, und besonders der Mönche, worunter die Muthigsten sogar die Verbrecher aus den Händen der Scharfrichter zu reißen, und an ihrer Stelle die Strafen zu leiden drohten, ihre Strenge entwafnet. In dieser Verlegenheit kamen sie an den Thoren des Rathhauses an, wo man schon diejenigen hingeführt hatte, welche sollten verurtheilt werden. Hier trafen sie auf ein neues Hinderniß; die Bischöfe, deren damals in Antiochien mehrere lebten, stellten sich ihnen entgegen, hielten sie an, und sagten, wenn sie nicht wollten über sie hinreißen, so müßten sie ihnen versprechen, den Gefangenen das Leben zu schenken, und da ihnen endlich Cesarius, und Hellebich durch ein Zeichen zu verstehen gaben, daß sie ihnen ihre Bitte bewilligen wollten, so erhoben sie ein lautes Freudengeschrey, küßten ihre Hän-

Hände, und umarmten ihre Kniee. Das Volk, und die Mönche drangen auch ins Rathhaus ein, ohne daß die Wache im Stand war diesen ungestümmen Haufen davon abzuhalten. Dann erblickt die betrübte Mutter, welche seitdem den Zaum des Pferds des Hellebichs nicht verlassen hatte, ihren Sohn unter der Last der Ketten, eilt auf ihn zu, umarmt ihn, bedeckt ihn mit ihren Haaren, schleppt ihn zu den Füssen Hellebichs, benezt sie mit Thränen, und beschwört diesen General unter vielen Seufzern, ihr die einzige Stütze ihres Alters wieder zu geben, oder ihr selbst das Leben zu nehmen.

Die Mönche wiederholten ihre Bitten, bathen die Richter, ihr Urtheil dem Kaiser zu überschicken, bothen sich an, sogleich fortzureisen, und versprachen für alle Gnade zu erhalten. Die Abgeordneten konnten ihre Thränen nicht unterdrucken, und willigten endlich ein die Exekution bis auf die Entscheidung des Kaisers aufzuschieben; da sie aber die alten Greise, welche ohnehin schon durch ihr strenges Leben entkräftet waren,

durch eine lange und mühesame Reise nicht noch mehr quälen wollten, so bathen sie sich blos einen Brief von ihnen aus, den sie selbst dem Kaiser überliefern, und ihn noch mit eignen Vorstellungen bekräftigen wollten. Die Einsiedler faßten eine Bittschrift ab, in welcher sie die Gnade des Kaisers anflehten, ihm das Gericht Gottes vor die Augen stellten, und sich erbothen, im Fall noch mehr Blut erfordert würde, um seinen Zorn zu besänftigen, ihr eigenes Leben für die Antiochier willig hinzugeben.

Hellebich blieb in der Stadt Antiochien, und Cesarius mußte nach Constantinopel abreisen. Man ließ sogleich auch die Verbrecher in ein bequemeres Gefängniß bringen; es war ein geräumiges Gebäude, mit Hallen und Gärten, wo man ihnen erlaubte, an ihren Ketten allen Trost des Lebens zu genießen. Diese Veränderung machte die Hoffnung, deren Folgen nach der Verschiedenheit der Charaktere verschieden waren, wieder aufleben. Die Verständigeren lobten und dankten Gott, denn sie schmeichelten sich, daß

der

der Kaiser würde Rücksicht auf das Osterfest nehmen, welches herannahete, und alle Beleidigungen, die man ihm angethan hatte, verzeihen; aber die unbändige Jugend, womit diese wohllüstige Stadt ganz angefüllet war, überließ sich gänzlich allen Ausschweifungen der Freude; man vergaß in einem Augenblick alles bisher erlittene, und kaum war Cesarius einen Tag verreißt, wo also die vornehmsten Bürger noch an ihren Ketten lagen, und die Gnade des Kaisers noch sehr ungewiß war, so liefen die Jünglinge schon in großen Haufen an den Fluß, weil das Bad verschlossen war, sangen unzüchtige Lieder, und schleppten alle Weiber mit sich, die sie antrafen. Diese Unordnung wurde aber vom heil. Joh. Chrysostomus sehr scharf geahndet, und um sie aus dieser tollen Sicherheit zu retten, so ließ er aufs neue den Donner der Rache Gottes, und des Kaisers über sie hinrollen.

Cesarius war den nemlichen Abend noch verreiset, als ihm die Bittschriften übergeben wurden. Die Menge Volks aber, und beson-

besonders der Weiber, die den Weg zwey Stunden weit besetzten, zwangen ihn die Nacht zu erwarten, um von der Menge Menschen frey zu werden, die ihn mit vielem Ausdruck der Freude begleiteten.

Zur Begleitung hatte er nur zween Bediente, damit er desto mehr eilen könnte, und am Abend des folgenden Tags war er schon an den Gränzen von Kapadozien. Er hielt sich auf seiner Reise gar nicht auf, als um seine Pferde zu wechseln, und stieg niemals aus seinem Wagen, daher er auch in demselben aß, und schlief; er flog mit solcher Eilfertigkeit, als wenn es sein eigenes Leben betroffen hätte. Ob nun schon Constantinopel mehr als dreyhundert Stunde von Antiochien entfernt lag, so kam er doch den sechsten Tag Nachmittags daselbst an; und gieng, da er ohne Gefolge war, ganz still in die Stadt ein, ließ sich sogleich beym Kaiser melden, und übergab ihm eine schriftliche Erzählung von dem Aufruhr, und dessen Folgen, welcher er die Bittschrift der Mönche, und die Vorstellungen Macedons beylegte,

legte, und auf Befehl des Kaisers ablas. Als dieß vorbey war, stürzte er sich zu seinen Füssen, und stellte ihm die Verzweiflung der Einwohner, die harte Züchtigung, die sie schon erlitten, und den Ruhm vor, den er sich durch seine Gnade erwerben würde: Theodoß vergoß Thränen; das Herz wurde gerührt, aber sein Zorn stritt noch gegen die ersten Eindrücke des Mitleidens.

Flavian war schon seit sieben oder acht Tagen in Constantinopel; aber er hatte sich bisher noch nicht dem Kaiser gezeiget, vielleicht, weil er ihn noch zu sehr erbittert glaubte, oder weil der Kaiser seine Gegenwart von sich zu entfernen suchte; dieser Prälat hatte sich seitdem, in tiefsten Schmerz versunken, nur mit dem Unglück seines Volks beschäftiget, welches ihm durch seine Abwesenheit täglich mehr Kummer verursachte, weil er es nicht trösten konnte. Sein Inneres war zerrissen, Tag und Nacht weinte er die bittersten Zähren im Gebethe zu Gott, und flehte ihn an, das Herz des Kaisers zu erweichen.

Cesa-

Cesarius Ankunft machte ihm aufs neue Muth; er gieng daher in den Palast, wo ihm vieleicht Cesarius selbst die Audienz beym Kaiser verschafte, um von diesem heiligen Bischof unterstützt zu werden.

Sobald Flavian erschien, welcher in tiefer Stille, das Gesicht zur Erde geneigt, als wenn er alle Verbrechen seiner Mitbürger auf seinem Nacken trüge, vor den Kaiser trat, so wurde Theodoß ganz stumm und verwirrt; er näherte sich ihm, hob die Augen schwermuthsvoll gen Himmel, und schien, statt sich einem gerechten Zorn zu überlassen, sich durch Darerzählung dessen, was er den Antiochiern Gutes that, noch zu entschuldigen, und setzte jedesmal hinzu, und dafür hab ich diese Schmach verdient. Dann fieng er an: Worinn besteht dann die Ungerechtigkeit, die ich dieser undankbaren Stadt anthat, und wegen der sie sich an mir rächen will? warum blieben sie denn nicht bey all denen Beleidigungen, die sie gegen mich ausstießen, warum mußten sie denn ihre Wuth auch

noch

noch an den Toden ausüben? wenn ich mich gegen sie verfehlt, warum rächten sie sich denn auch an denen, die sie nie beleidigt hatten? hab ich ihrer Stadt nicht vorzügliche Beweise meiner Achtung vor allen andern Städten gegeben? . . . Ich hatte längstens schon die Absicht sie zu besuchen, ich sprach beynahe immer davon, und erwartete sehnlichst den Augenblick, wo ich selbst ihre Huldigung empfangen, und ihnen Beweise meiner zärtlichen Zuneigung geben könnte.

Flavian war ganz durchdrungen von diesen gerechten Vorwürfen, stieß einen schweren Seufzer aus, und sprach endlich mit beklemter Stimme: Fürst, unsere unglückliche Stadt hat nur zu viele Proben von ihrer Liebe, und das was ehemals ihr Stolz seyn konnte, demüthigt, und kränkt sie nun. Zerstöhren sie diese undankbare Stadt, bis auf den lezten Stein, verwandeln sie alles in Asche, tödten sie, Väter, Mütter, Kinder, denn wir haben dieß, und noch mehr verdient, und

doch

doch wird die ganze Erde sagen, die Strafe war nur zu gelind; wir sind nun schon so weit herabgesunken, daß wir nicht viel unglücklicher mehr werden können; ihre Ungnade hat uns zu Schreckbildern gemacht. In ihrer Person haben wir die ganze Erde beleidigt, die sich auch mehr, als sie gegen uns erhebt; es giebt nur ein einziges Mittel für uns: Ahmen sie Gottes Güte nach, der seinen eignen Geschöpfen, die ihn beleidigt, noch den Himmel öfnet.

Großer Kaiser, wenn sie uns Gnade schenken, so sind wir ihrer Nachsicht unser Heil, und sie unsrer Beleidigung einen neuen Ruhm schuldig. Unser Verbrechen wird ihnen eine Krone auffetzen, welche an Glanz die weit übertreffen wird, womit Gratian ihr Haupt zierte; denn sie werden sie aus den Händen der Tugend empfangen.

Man hat ihre Statuen niedergerissen; o! wie leicht könnten sie sich unendlich kost-

kostbarere wieder aufrichten! Zwar werden sie nicht mehr als stumme und gebrechliche Bildsäulen dem Muthwillen des Pöbels auf öffentlichen Plätzen preis gestellet werden, sondern als Kinder der Gnade, unsterblich, wie die Tugend selbst in aller Herzen aufgebaut stehen; und die Anzahl ihrer Denkmähler wird so groß seyn, als die Zahl der Erdbewohner ist, und seyn kann.

Keine kriegerische Eroberung, kein Reichthum, das ausgedehnteste Land sogar kann einem Fürsten eine so reine, und bleibende Ehre verschaffen, als Güte und Sanftmuth. Erinnern sie sich der Beleidigungen, welche durch aufrührerische Hände den Bildsäulen Constantins angethan wurden, und der Rathschläge der niederträchtigen Hofleuthe, die ihn zur Rache aufhetzen wollten; aber was antwortete ihnen dieser Monarch? er hielt seine Hand an die Stirne, und sagte lächelnd: Glauben sie mir meine Herren, ich bin nicht beleidiget.

Man hat einen grosen Theil von den Siegen dieses berühmten Kaisers vergessen, aber diese wenigen Worte haben alle seine Tropheen überiebt; alle kommende Jahrhunderte werden sie hören, und ihm die Lobsprüche und die Herzen aller Menschen abgewinnen. Doch wozu brauch ich fremde Beyspiele, ich darf sie ja nur auf sich selbst zurück führen. Erinnern sie sich noch des edlen Gedankens, den ihr Mund ausprach, als sie bey Herannahung des Osterfestes durch eine Verordnung allen Verbrechern Gnade und den Gefangenen Freyheit ankündigen liessen, und sie mit folgenden Worten begleiteten:

Warum kann ich nicht auch die Todten ins Leben rufen!

Sie können jezt dieses Wunder thun; Antiochien ist ein Grab, seine Einwohner sind lauter todte Körper, die vor ihrer verdienten Strafe schon hinstarben; mit einem einzigen Worr können sie ihnen das Leben wieder geben, und die Heiden werden ausrufen:

Wie

Wie groß ist doch der Gott der Christen! aus Menschen macht er Engel, und befreyt sie von der Tyranney der Natur.

Befürchten sie nicht, daß andere Städte, weil wir ungestraft geblieben, dadurch verdorben werden: denn unser Schicksal kann leider nur Furcht und Schrecken erregen. Wir lebten in Zittern und Beben, jeden Tag sahen wir als den lezten, als den Todestag an. Einige flohen in Wüsten, und wurden ein Raub der wilden Thiere, oder verbargen sich in Höhlen und Felsengrüften; ist dieß nicht ein für alle Welt abschreckendes Beyspiel? — Zerstören sie Antiochien, aber wie der Allmächtige ehemals Ninive; vertilgen sie unser Verbrechen durch ihre Gnade, verdunkeln sie das Andenken an unsere Missethat durch die Liebe und Dankbarkeit, die Sie durch ihre Gnade in uns erzeugen. Wie leicht ist ein Haus verbrannt,

eine Mauer niedergerissen; aber Empörer in treue und ergebene Unterthanen umzuschaffen, das ist das Werk einer göttlichen Tugend. Ein einziges Wort kann ihnen zu einer großen Eroberung helfen, und die Herzen aller Menschen gewinnen. Wie groß wird die Belohnung des ewigen Gottes dafür seyn! Er wird sie nicht allein für diese Güte, sondern auch, für alle mitleidsvolle Handlungen, welche ihr Beyspiel in folgenden Jahrhunderten hervorbringen wird, lohnen.

Unüberwindlicher Fürst, schämen sie sich nicht einem schwachen Greise nachzugeben, ob sie schon ihre tapfersten Officiers bisher unerhört ließen, denn sie folgen dadurch dem Kaiser aller Kaiser, der mich zu ihnen schickte, um Ihnen das Evangelium darzubieten, und ihnen in seinem Namen zu sagen:

Wenn sie die ihnen angethanene Beleidigungen nicht verzeihen, so wird Ihnen ihr himmlischer Vater die Ihrigen auch nicht verzeihen.

Den-

Denken sie sich den fürchterlichen Tag, an dem die Fürsten mit ihren Unterthanen vor dem Richterstuhle des erhabensten Gerichts erscheinen werden. Ueberlegen sie es wohl, daß die Gnade, die sie uns jezt erweisen werden, dann alle ihre Fehler auslöschen wird. Ich muß es gestehen, großer Fürst, wenn sich ihr gerechter Unwille besänftigen läßt, wenn sie unserm Vaterland ihr Wohlwollen wieder schenken, so will ich freudig dahin zurückkehren, und mit meinem Volke Gottes und ihre Güte segnen; wenn sie aber nur zornige Blicke auf Antiochien werfen, so ist mein Volk nicht mehr mein Volk, und ich werde es nie wieder sehen; in einem entfernten Winkel will ich meine Schande, und meine Betrübniß verbergen, und bis auf meinen lezten Seufzer das Unglück einer Stadt beweinen, die den besten, und sanftesten Fürsten gegen sich unerbittlich gemacht hat.

Während dieser Rede des Flavians mußte der Kaiser sich alle Gewalt anthun,

um seinen Schmerz zu verbergen; da er aber endlich seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, so sagte er:

Kann ich denn meinen Mitmenschen diese Gnade versagen, da doch der Herr aller Welten sich wegen uns in den Zustand eines Sklaven herabgesezt, und für die Urheber seiner Todesstrafe, die er mit vielen Wohlthaten überhäufte, seinen Vater noch um Vergebung angefleher hat? — Flavian glühte von dem heißesten Dank, und fragte den Kaiser um die Erlaubniß, mit ihm das Osterfest zu Constantinopel feyern zu dürfen: Gehen sie, sagte ihm Theodos, eilen sie, sich ihrem Volke zu zeigen, bringen sie der Stadt Antiochien die verlohrne Ruhe wieder, denn sie kann nach einem so heftigen Sturm unmöglich ruhig seyn, wenn sie ihren Steuermann nicht wieder sieht.

Obschon Flavian so viel als möglich eilte, so schickte er doch noch einige Eilboten vor sich her, welche mit einer unglaublichen Schnelligkeit des Kaisers Briefe über-

brin-

bringen mußten, damit sein Volk auch nicht einen Augenblick seiner Freude beraubet würde.

Seit dem Cesarius von Antiochien abgereißt war, schwebten die Gemüther immer zwischen Furcht und Hoffnung; die Gefangenen besonders erhielten durch das Gerücht immer die Nachricht;

Der Kaiser sey unerbittlich, und bestehe auf seinem Entschluß, die Stadt zu zerstöhren.

Ihre Aeltern und Freunde seufzten mit Ihnen, sagten ihnen täglich das letzte Lebewohl, und der beredte Johann Chrysostomus konnte sie kaum mehr mit der Hoffnung trösten.

Endlich erschien in der Mitte der Nacht Theodosens Brief, der dem Hellebich überbracht wurde: dieser edle Mann fühlte zuerst die Freude, die er nun in Antiochia verbreiten durfte: mit Ungeduld erwartete er den Tag, und gieng bey anbrechendem

Morgen auf das Rathhaus; die Munterkeit, die auf seinem Gesichte saß, kündigte dem Volke sein Heil an; eine Menge Volks, das die Freude mit lauter Stimme erschallen machte, umgab ihn, und der Ort, welcher bisher von Thränen benetzt war, ertönte nun von Freudenliedern und Lobeserhebungen. Alle, welche aus Furcht sich bisher verborgen hielten, liefen entzückt herbey: alles drängte auf den Hellebich zu; er hieß sie daher schweigen, und las den Brief ab, welcher die zärtlichsten, und väterlichen Vorwürfe enthielt. Theodos schien mehr wegen der seiner Flaccilla, und seinem Vater angethanen Schmach, als wegen seiner eigenen betrübt zu seyn; er tadelte den Empörungsgeist, welcher den Antiochiern eigen zu seyn schien, doch setzte er hinzu, die Kunst zu verzeihen, sey dem Theodos noch natürlicher; er schien sogar unwillig zu seyn, daß die Obrigkeit einigen Schuldigen das Leben nahm, und schloß mit der Widerrufung aller der Befehle, die er bisher der Stadt, und den Einwohnern zuschickte. Kaum war dieser Brief abgelesen, so erhob

sich

erhob sich ein allgemeines Geschrey; man zerstreute sich, um diese glückliche Neuigkeit den Weibern und Kindern zu überbringen! den Abend vorher beschuldigte man den Cesarius und Flavian einer zu großen Verzögerung, und heute staunte man, daß eine so wichtige Sache so schnell geendigt wurde. Man öfnete die öffentlichen Bäder, und zierte die Strassen, und öffentlichen Plätze mit Blumenkränzen; überall standen Tische, so daß Antiochien jetzt einem völligen Freudensaal glich.

Die folgende Nacht glänzte, wie die Helle des Tags; denn die Stadt war mit Fackeln erleuchtet; man dankte Gott, der die Herzen der Fürsten in seiner Hand trägt; man feyerte die Gnade des Kaisers, und überhäufte den Flavian, Hellebich, und Cesarius mit Lobsprüchen. Hellebich nahm an dieser allgemeinen Freude, an ihren Spielen, und Feyerlichkeiten Theil; die folgenden Tage stellte man ihm und dem Cesarius Statuen auf, und da ihn der Kaiser zurück rief, so begleiteten ihn die Segenswünsche,

und der Dank des ganzen Volks. Flavian empfieng noch schätzbarere, und eines Bischofs würdigere Dankbezeugungen ; er wurde wie ein Engel des Friedens verehrt, und alle Kirchen ertönten von allgemeiner Danksagung; er hatte auch das Glück seine Schwester noch lebend anzutreffen, und ihr letztes Lebewohl zu empfangen.

So endigten sich die Folgen eines Aufruhrs, den die Politik glaubte mit allem Nachdruck strafen zu müssen, der Allmächtige aber, der für die Sicherheit, und den Ruhm der Monarchen, die ihn verehren wacht, wollte nur die Arme ihrer eigenen Obrigkeit gegen sie waffnen, und überließ dem Fürsten die Ehre ihnen zu verzeihen.

Geschichte

der

Tempelherren, und ihrer Aufhebung,

von Hipolyt Helyot.

Von allen Orden, welche unterdrücket worden, hat keiner ein traurigeres Ende genommen, als der Tempelherren ihrer. Er entstand zu Jerusalem im 1118. Jahre durch die Gottseligkeit des Hugo von Paganis, Gottfrieds von Saint Amour, und sieben anderer Personen, deren Namen unbekannt sind, welche unter sich eine Gesellschaft aufrichteten, die Pilgrime wider die Grausamkeit der Ungläubigen zu schützen, die Sicherheit der Wege zu besorgen, und die Religion zu vertheidigen; und damit sie nichts verhinderte, ihr ganzes Leben zu diesen Liebeswerken anzuwenden: so hielten sie dafür, es seye viel rathsamer, sich durch Gelübde dazu zu verbinden. Sie begaben sich daher zum Patriarchen von Jerusalem, Guarimond, welcher ihren Vorsatz billigte,

und die drey Gelübde, der Armuth, der Keuschheit, und des Gehorsames, von ihnen annahm, wodurch sie sich also dem Dienste Gottes, und des Nächsten widmeten.

Als Balduin der IIte, König in Jerusalem, ihren Eifer sah, so gab er ihnen, allein auf eine Zeit lang, ein Haus, nahe bey dem Tempel Salomons, wovon sie den Namen der Tempelherren, oder der Ritter von der Tempelritterschaft annahmen. Die regulierten Chorherren des heiligen Grabes bewilligten ihnen nachher unter gewißen Bedingungen einen Ort, den sie bey dem Palaste hatten; und sie errichteten daselbst ihre Wohnung. Anfänglich lebten sie nur vom Almosen, und diese große Armuth, wozu sie sich bekannten, machte, daß man sie auch die armen Tempelritter nannte.

In den ersten Jahren ihrer Errichtung nahmen sie Niemand in ihre Gesellschaft, die sich nur erst nach der Kirchenversammlung vermehrte, welche zu Trojes im 1128. Jahre gehalten wurde, wo der Bischof von

Alba,

Alba, von Seiten des Pabstes Honorius des IIten den Vorsitz hatte. Hugo von Paganis, und fünf von seinen Mitbrüdern, fanden sich dabey ein, und verlangten eine Regel, damit sie einerley Beobachtungen, und einerley Gebräuche hätten, weil sie doch in Gesellschaft lebeten. Dieses Verlangen schien den Vätern der Kirchenversammlung billig zu seyn. Es wurde ihnen zugestanden, und dem heiligen Bernhard, Abte zu Clairvaux, der sich ebenfalls bey dieser Kirchenversammlung befand, solche Bemühung aufgetragen, welche er mit vieler Klugheit und Gottesfurcht verrichtete, indem er ihnen eine Regel gab, die ihrem Vorhaben, und dem Geist ihrer Stiftung gemäß war.

Man findet bey dem Mannenius, und einigen andern die Regel, die der heilige Bernhard für diese Ritter soll gemacht haben. Du Pui aber behauptet in der Geschichte, welche er von der Verdammung dieser Tempelherren heraus gegeben hat, sie sey nicht bis auf uns gekommen, und diese Regel die wir haben, seye vielmehr der Auszug von der Regel,

als

als die ganze Regel. In der That wird auch darinnen nicht von dem Eide geredet, welchen die besondere Meister dieses Ordens nach ihrer Wahl thun mußten, wie wir aus einem Manuscripte der Abtey zu Alcobaza in Portugall sehen, worinnen man den Eid findet, welchen der Meister des Tempels in diesem Königreiche, nach der Regel thun mußte, die ihnen der heilige Bernhard gegeben hatte. Die Formel dieses Eides, wie sie vom Chrysostomus Henriquez in der Sammlung angeführt wird, die er von den Regeln und Satzungen verschiedener Klöster und Ritterorden unter dem Cistercienserorden gemacht hat, und die sich auch beym Manriqúe, Britté, und andern Geschichtschreibern dieses Ordens findet.

„ Ich N. Ritter des Tempelordens,
„ und neuerwählter Meister der Ritter,
„ die in Portugall sind, verspreche Jesu
„ Christo, meinem Herrn, und seinem Statt-
„ halter N. dem Pabste, und seinen Nach-
„ folgern, Gehorsam und beständige Treue,
„ und schwöre, daß ich nicht allein mit Wor-
„ ten,

„ ten, sondern auch mit Gewalt der Waffen,
„ und mit allen meinen Kräften, die Ge-
„ heimniße des Glaubens, die sieben Sa-
„ kramente, die vierzehen Glaubensartikel,
„ das apostolische, und das athanasische
„ Glaubensbekenntniß, die Bücher, sowohl
„ des alten, als des neuen Testaments,
„ nebst den Auslegungen der heiligen Kir-
„ chenväter, die von der Kirche angenom-
„ men worden, die Einheit eines Gottes,
„ die Mehrheit der Personen der heiligen
„ Dreyfaltigkeit, und daß Maria, Joachims,
„ und Annens Tochter vom Stamme Juda,
„ und aus dem Geschlechte Davids, stets,
„ vor der Geburt, in der Geburt, und nach
„ der Geburt eine Jungfrau geblieben, ver-
„ theidigen will. „

„ Ich verspreche auch dem allgemei-
„ nen Großmeister des Ordens, nach der
„ Satzungen unterworfen, und gehorsam
„ zu seyn, die von unserm Vater, dem
„ heiligen Bernhard, vorgeschrieben worden;
„ daß ich, so oft es nöthig seyn wird, über
„ See gehen will, zu streiten, daß ich wider

„ die

„ die ungläubigen Könige, und Fürsten
„ Beystand geben, und in Gegenwart dreyer
„ Feinde nicht fliehen, sondern ihnen die
„ Spitze bieten will, wenn sie ebenfalls
„ Ungläubige sind, daß ich die Güter des
„ Ordens, nicht verkaufen, noch zugeben
„ will, daß sie verkauft, oder veräußert
„ werden; daß ich beständig die Keuschheit
„ beobachten, und dem Könige von Por-
„ tugall treu seyn will; daß ich den Feinden,
„ die dem Orden zugehörige Plätze, nicht
„ überliefern, und den Ordenspersonen, vor-
„ nemlich den Cistercienfern, und ihren Aeb-
„ ten, als unsern Brüdern, und Gefährten,
„ keinen Beystand, weder mit Worten,
„ noch mit Werken, noch auch durch Waffen
„ versagen will. Zur Beglaubigung dessen
„ schwöre ich aus meinem eigenen Willen,
„ daß ich alles dieses beobachten will, so
„ wahr mir Gott helfe, und sein heiliges
„ Evangelium. "

Man sieht hieraus, daß Schoonebek und einige andere mit Unrecht vorgeben, es hätte der heilige Bernhard die Tempelherren,

durch

durch seine Regel, der Regel des heiligen Augustins unterworfen, weil durch diese Formel die Tempelherren die Cisterzienser für ihre Brüder erkennen.

Nachdem die Tempelherren ihre Regel erhalten, so nahmen sie eine weisse Kleidung an, wie ihnen solche von der Kirchenversammlung zu Trojes vorgeschrieben worden, und der Pabst Eugen der Dritte, fügte im 1146. Jahre solcher noch ein rothes Kreuz bey. Sie nahmen darauf viele Ritter an, und ihre Anzahl vermehrte sich dergestalt, daß Wilhelm von Tirus schreibt, es wären zu seiner Zeit über 300. Ritter in dem Tempelhause zu Jerusalem gewesen, ohne die dienenden Brüder darunter zu rechnen, deren unzählige waren. Ihre morgen- und abendländischen Güter wären unermeßlich; es fände sich kein Ort in der Christenheit, wo sie nicht welche hätten; und sie giengen mit den Königen, was den Reichthum beträfe in gleichem Paare ꝛc. ꝛc. Mathäus Paris versichert, sie hätten über 9000. Häuser.

Diese Güter macheten sie so stolz, daß sie sich nicht allein weigerten, sich dem Patriarchen zu Jerusalem zu unterwerfen, sondern sich auch unterstunden, sich über gekrönte Häupter zu erheben, sie zu bekriegen, und die Länder der Ritter, und der Ungläubigen zu plündern. Sie übten sogar eine große Treulosigkeit wider den Kaiser Friederich den IIIten aus. Dieser Herr war nach dem gelobten Lande gezogen, in der Absicht, wider die Ungläubigen zu streiten. Er eröfnete diesen Vorsatz einigen Tempelherren, welche alle Regungen des Christenthums vergaßen, und die Absichten Gottes ihrem Ehrgeize, und ihrer Eifersucht aufopferten.

Sie gaben dem Sultane Nachricht davon, und zeigten ihm die Mittel an, solchen zu überfallen. Der Sultan, so ungläubig er war, verabscheute diese Treulosigkeit dergestalt, daß er dem Kaiser Nachricht davon gab, welcher über dieß unanständige Verfahren dieser Ritter eben so erstaunt, als über die Großmuth des Sultans entzücket war, und sich für verbunden hielt,

ent=

entweder aus Erkenntlichkeit, oder aus Noth, ein genaues Bündniß mit ihm zu schließen, so, daß die Hoffnung, die man sich von seinem Feldzuge gemacht hatte, zu großer Betrübniß der ganzen Christenheit verschwand.

Da diese Ritter eine Zwistigkeit mit dem Fürsten von Antiochien hatten, so rüsteten sie sieben Galeassen wider ihn aus, führten drey ganzer Jahre lang Krieg wider ihn, und würden fortgefahren haben, wenn der Großmeister des Hospitals nicht noch ihre Zwistigkeit geendet hätte. Sie kauften von dem Könige in Engeland, Richard dem 1ten die Insel Cypern, für 35000. Mark Silber, genoßen ihrer aber nicht lange. Denn dieser Ankauf, nebst den andern Reich hümern und Ländereyen, die sie besassen, machte, daß sie dasjenige vergaßen, was sie Gott und dem Nächsten schuldig waren, und sie ließen allen Arten der Laster, vornemlich aber dem Hochmuthe, und Geize in ihrem Herzen den Eingang. Ihr Hochmuth war so übermäßig geworden, daß Mathäus von Westmünster

anführet, es habe Fulko, ein frommer Mann, dem Könige Richard in England gerathen, er sollte die Hoffart, die an seinem Hofe herrschete, verniählen, damit er von solcher, als einer schlimmen Tochter los würde, worauf ihm dieser Herr geantwortet; er habe Recht, er gebe sie also den Tempelherren. Ihr Geiz war so groß, daß sie lieber Geld, als Jesu Christo einige Seelen gewinnen wollten. Sie schlugen daher die Anerbiethungen aus, die ihnen von dem Alten des Gebirgs, dem Fürsten der Assasinier, und seinen Leuten gethan wurden, welche zwar wegen ihrem Muth, und ihrer Tapferkeit fürchterlich waren, aber doch gezwungen wurden, den Frieden von diesen Tempelherren zu verlangen, unter der Bedingung, daß sie ihnen einen jährlichen Tribut zahlen sollten; und daher begehreten Christen zu werden, damit sie aus den Feinden, gleichsam zu Freunden, und Brüdern, und von diesem Tribute also los würden.

Eine so unanständige Weigerung konnte Gott nicht anders, als höchst unangenehm

seyn,

seyn, welcher, um sie wegen der Verachtung zu bestrafen, die sie gegen die Fortpflanzung seiner Ehre, und die Beobachtung seines Gesetzes trugen, dem sie Gold und Silber vorzogen, sie ihrem verkehrten Sinne überließ, worinn sie sich dergestalt verblendeten, daß sie sich von dem Strome aller ihrer Leidenschaften hinreißen ließen, und nach dem Verfalle der Religion, und dem Verlurst des Königreichs Jerusalems, woran sie schuld waren, der Gegenstand des Fluches Gottes wurden, der sie dergestalt zerstreute, daß sie gleichsam auf dem Erdboden herumschweifeten, seiner göttlichen Majestät, und den Menschen vornemlich aber den Fürsten, verhaßt waren, welche von ihren ausschweifenden Unordnungen unterrichtet waren, und auf nichts weiter dachten, als wie sie diesen Orden abschaffen möchten, der dem Königreiche Christi nunmehr eben so nachtheilig geworden war, als er im Anfange nützlich gewesen. Der Prior von Montfaucon in der Provinz Toulouse, und ein Italiener Namens Rosso=Dei, waren die Werkzeuge ihres Untergangs.

Der erste war durch das Urtheil des Großmeisters des Ordens verdammt worden, seine Tage in einem Gefängniße, wegen Ketzerey und eines schändlichen geführten Lebens, zu endigen; und der andere war von dem Prevot zu Paris zu strengen Strafen für seine Ausschweifungen verurtheilt worden. Diese beyden Missethäter, welche nun die gerechten Strafen ihrer Verbrechen ausstehen sollten, glaubten, sich davon zu befreyen, wenn sie viele Geheimniße ihres Ordens offenbarten, die bisher waren verborgen gewesen. Sie beschuldigten die Ritter so abscheulicher Verbrechen, daß der König Philipp der Schöne solchen kaum Glauben beymessen konnte, ob er gleich ihr Feind war. Er redete mit dem Pabst Clemens dem Vten zu Lyon, bey seiner Krönung 1306. davon, und nachher ließ er auch durch seine Gesandten zu Poitiers davon reden. Der Pabst, welcher nicht glauben konnte, daß die Anklagen wahr wären, schrieb an den König deswegen, und versprach ihm, sich in einigen Tagen nach Poitiers zu begeben, um selbst wegen dieser Be-

Beschuldigungen Nachricht einzuziehen, wovon der Großmeister behauptete, daß sie falsch wären.

Der König aber, welcher befürchtete, es möchte die Sache die Ruhe des Staats stören, indem dieser Orden in Frankreich sehr mächtig war, ließ an einem Tage den 13. Weinmonats 1307., alle Tempelherren gefangen nehmen, und bemächtigte sich zugleich des Tempels zu Paris, wo er wohnen wollte. Er brachte seinen Schatz, und die Urkunden von Frankreich dahin, und ließ alle Güter einziehen, die dem Orden zugehörten.

Der Pabst nahm es übel, daß man ohne ihn in einer Sache von solcher Wichtigkeit verfahren hatte, weil die Ritter geistliche Personen waren, und unmittelbar unter dem apostolischen Stuhle standen. Er schickte zween Kardinäle an den König, die Sachen wieder in den Stand setzen zu lassen, daß er damit zufrieden seyn könnte, und bath ihn, er möchte befehlen, daß die Angeklagten und ihre Güter in die Gewalt dieser beyden

Kardinälen gestellt würden. Es erhob sich zu gleicher Zeit die Macht der Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, und Ketzerrichter in Frankreich, und zog diese ganze Sache vor seine Person.

Der König war empfindlich über das was der Pabst gethan hatte, und konnte sich nicht enthalten, Beschwerden darüber zu führen; da er aber doch der ganzen Welt zeigen wollte, daß er in dieser Sache aufrichtig verführe; so befriedigte er die beyden Kardinäle, und ließ einige von den Tempelherren nacher Poitiers führen, wo der Pabst war. Der Pabst befragte sie, und nach ihnen noch zwey und siebenzig andere von eben dem Orden, welche insgesamt bekannten, daß die wider sie angebrachten Beschuldigungen wahr wären. Diese Verbrechen waren:

1) Daß sie diejenigen, die in ihren Orden treten, verbänden, bey ihrer Aufnahme, Jesu Christo zu entsagen, und dreymal auf ein Krucifix zu speyen.

2) Daß

2) Daß sie solche vermöchten, denjenigen, der sie aufnähme, auf den Mund, auf den Nabel, und auf den Hintern zu küssen.

3) Daß sie ihnen erlaubten mit ihren Mitbrüdern Sodomiterey zu treiben, wenn sie sich nur von der Vermischung mit Weibspersonen enthielten.

4) Daß sie bey dieser Zeremonie und in den Generalkapiteln einen Kopf mit einem großen Barte von vergüldetem, oder versilbertem Holze ausstellten, der von allen Rittern angebethet würde.

Der Pabst sahe nun wohl, daß er es in Aufhebung der Prälaten, und Ketzerrichter in Frankreich versehen hätte, hob also seinen Befehl wieder auf, und erlaubte den Ordinarien mit allem Eifer wider die Tempelherren bis auf das Urtheil zu verfahren, welches wider die einzelnen Personen in den Provinzialkirchenversammlungen sollte gefället werden, doch sollten sie nichts wider den General des Ordens unternehmen, indem er sichs, und dem apostolischen Stuhle vorbe-

hielt, dem Großmeister, und andern Meistern, und Präceptoren in Frankreich, der Normandie Poitou, und Provence, den Proceß zu machen. Seine Heiligkeit schrieben an den König, und meldeten ihm, seine Meynung wäre, es sollten die Güter des Ordens, im Falle er abgeschaft würde, zur Wiedereroberung des gelobten Landes angewandt werden, und er hätte Personen ernannt, diese Güter zu verwalten, bäthe auch ihn, seiner Seits dergleichen zu ernennen; der König antwortete ihm, er ließe sichs gefallen, daß sie dazu bestimmt würden, und ernannte Personen, die mit den Verordneten des Pabsts diese Güter einstimmig verwalten sollten.

Der Pabst ließ darauf Bullen an die Prälaten von Frankreich ergehen, und befahl ihnen in ihren Kirchensprengeln Personen zu verordnen, die Güter zu regieren, welche diesem Orden waren genommen worden, und bezeichnete diejenigen, welche nebst diesen Prälaten dem Proceße der Tempelherren beywohnen sollten, nämlich zween Chor-

Chorherren aus ihrer Kirche, zween Prediger Brüder, und zween Minoriten.

Während der Zeit, da diese Sachen vorgiengen, trug der König, welcher sahe, daß das Uebel in seinem Königreiche zunahm, und daß die Einrichtung des Processes nicht geschahe, es sowohl dem Bruder Wilhelm zu Paris, Predigerordens, Ketzerrichter für den Pabst in Frankreich, auf, die Tempelherren zu befragen, als auch einigen Edelleuten, an denen Orten, wo die angeklagten Gefangenen waren, ihrer Befragung in seinem Namen nebst diesem Ketzerrichter in Frankreich beyzuwohnen.

Diesem Auftrage zufolge versäumten der Ketzerrichter, und die Edelleute keine Zeit, sondern arbeiteten ohne Unterlaß an dem Proceße der Ritter. Der Ketzerrichter hörte, in Gegenwart vieler Zeugen, in vielen Tagen hundert und vierzig Tempelherren aus dem Tempel zu Paris ab, die insgesamt, nur allein drey ausgenommen, die Verbrechen einräumeten, deren sie beschuldiget wurden,

den, den vergüldeten, oder versilberten Kopf ausgenommen, wovon einige nichts wußten, weil er nur in den Generalcapiteln ausgesetzt wurde. Der Großmeister Jakob von Molai, Hugo Peraud, und Guido, Bruder des Dauphins von Auvergne, wurden auch befragt. Der Großmeister und Peraud gestunden es gleichfalls, man stellte eben dergleichen Befragungen in vielen Städten von Frankreich, als zu Trojes, zu Caen, Bayeux, zu Pont de l'Arche, zu Carcassone, zu Cahors, und an andern Orten an, wo die Angeklagten eben das gestunden.

Der Pabst, welcher sich in einer so wichtigen Sache nichts wollte vorzuwerfen haben, glaubte, er dürfte sich nicht durchaus auf seine französische Ketzerrichter verlassen; er ordnete daher, um bey Verdammung der Tempelherren desto sicherer zu verfahren, drey Kardinäle ab, einige von den vornehmsten Gefangenen, welche der König nach Chinon in Touraine hatte bringen lassen, unter deren Anzahl der Großmeister, der Meister von Cypern, der Visitator von Frankreich,

reich, und die Präceptoren von Poitou, Guienne, und der Normandie waren, von neuem zu befragen; der Großmeister gestund von neuem, daß die Ritter bey ihrer Aufnahme Jesu Christo entsageten, auf das Krucifix spieen, ꝛc. welches auch die Präceptoren von der Normandie von Poitou, und Guienne bekannten, und Hugo Peraud, welcher von diesen drey Abgeordneten ebenfalls befragt wurde, beharrete auf seinem Bekenntniß, welches er zu Paris gethan hatte.

Da der Pabst das Verderben dieses Ordens mehr und mehr sahe, so glaubte er, es wäre, weil solcher auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet wäre, rathsam, eine allgemeine Untersuchung anzustellen, und zu Endigung dieser Sache eine allgemeine Kirchenversammlung, weil die Untersuchungen von Frankreich, kraft der Gewalt des Königs durch die Ketzerrichter mit Beystande einiger Edelleute geschehen waren, und der Pabst damit nicht zufrieden war, in Ansehung der Kirchenfreyheit, welche durch diese gerichtlichen Handlungen der weltlichen Mächten

ten wider Ordenspersonen verletzet worden, wie er sagte, und es überdieß darauf ankam, einen Orden zu richten, der nicht allein in Frankreich, sondern in der ganzen Welt ausgebreitet war, so ernannte er Kommissarien, die von neuem, und in seinem Namen wider die Tempelherren verfahren sollten.

Der König befahl indessen im Jahre 1308. den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, Prioren, Kapiteln, Städten, Gemeinen, und einigen Großen des Königreiches, sich in Person, oder durch ihre Bevollmächtigte in der Stadt Tours bey der Versammlung einzufinden, die er wegen der Tempelherren haben wollte. Die Versammlung wurde gehalten, und nachdem sie geendiget war, so erhob sich der König zum Pabst nach Poitiers, um sich daselbst mit ihm zu unterreden. Sie wurden wegen einiger Punkte miteinander einig, welche unter andern enthielten, es sollen die Tempelherren, auf die Bitte des Pabsts, durch die Gewalt des Königes, in Verwahrung gehalten werden, und die Prälaten sollten, sie in ihren Kirchensprengeln richten

richten können, einige ausgenommen, über welche der Pabst zu erkennen sich vorbehielt.

Die Kommissarien, welche er ernannt hatte, wider sie zu verfahren, kamen im August 1309. zu Paris an, und forderten den ganzen Orden, nach dem Feste St. Martini in dem bischöflichen Saale zu Paris vor ihnen zu erscheinen, und liessen darauf eben die Vorladung in alle Provinzen ergehen.

Den 22ten des Wintermonats erschien der Großmeister, nebst Hugo Peraud, Conpthur des Ordens. Da sich der Großmeister aber närrisch gestellt hatte, so giengen sie damals, in Ansehung seiner, nicht weiter. Als man ihn indessen doch drey Tage hernach von neuem verhörete, und die Kommissarien ihn gefragt hatten, ob er seinen Orden vertheidigen wolle, so sagte er, es sey seltsam, daß man wider eine so große Gesellschaft so leichtsinnig verfahren wollte, da man doch das Absetzungsurtheil wider den Kaiser Friedrich den IIten 32. Jahr verschoben hätte;

hätte; und als man ihm das Bekenntniß vorlas, welches er von seinen Verbrechen den dreyen Kardinälen gethan hatte, die von dem Pabste abgeordnet wurden, ihn das erstemal zu befragen; so schien er in einem sehr großen Erstaunen zu seyn, und sagte, er bäthe Gott, daß er sich wider sie eben der Strafe bediente, deren man sich in gleichem Falle wider die Saracenen und Tartarn bediente, die den schändlichen Lügnern den Kopf abhauen lassen, und ihnen den Bauch aufschneiden.

Es gab auch andere, welche sich erklärten, sie wären gezwungen worden, in vielen Gelegenheiten zu reden, und was sie gestanden hätten, wäre nur aus Furcht des Todes geschehen. Ponzart von Gyziaco, welcher eben das sagte, erboth sich den Orden zu vertheidigen, und verlangte, man sollte ihm Renalden von Orleans, und Petern von Boulogne, alle beyde Priester des Ordens zu seinen Gehülfen und Räthen geben.

Die Kommissarien hatten einen Aufsatz, den ihnen der Pabst geschickt hatte, und welcher

welcher eine große Anzahl Artikel enthielt, worüber sie die Beschuldigten befragen sollten, welche sich entschlossen hatten, den Orden zu vertheidigen. Vier und siebenzig Tempelherren, die sich in dem Tempel zu Paris befanden, wohin sie auf Befehl des Königs waren geführt worden, erklärten sich, daß die Artikel, die von dem Pabste geschickt worden, und die man ihnen vorgelesen hatte, falsch und abscheulich wären, diejenige, die sie gemacht hätten, wären Ketzer oder Ungläubige; sie wären bereit sich auf der Kirchenversammlung zu stellen, wenn man sie nur in Freyheit setzete; die Brüder, welche wider den Orden ausgesaget, hätten es aus Marter oder Furcht des Todes gethan, und einige wären durch Geld bestochen worden.

Diejenigen, welche zur Vertheidigung des Ordens erwählet wurden, sagten zu seinem Besten, es thäten diejenigen, welche hinein träten, vier wesentliche Gelübde, als der Armuth, des Gehorsams, der Keuschheit, und ihr Leben zum Dienste des gelobten Landes zu lassen; derjenige, welcher dies

ses verspräche, würde durch einen Kuß aufgenommen, und erhielte die Kleidung und das Kreuz, welches er auf der Brust trüge, und man zeigete ihm darauf die Regel, welche von der Kirche und den heiligen Vätern wäre gebilliget worden; diese Gewohnheit hätte man bisher zu allen Zeiten, und bey allen Nationen beobachtet, alles was man widriges gesagt hätte, wäre falsch und abscheulich, und könne nur von falschen Brüdern gesagt werden, die wegen ihrer Gottlosigkeit, und ihrer Aergerniße aus dem Orden gejagt worden. Diese Elende hätten andere eben so boßhafte Leute, als sie, angehetzet, welche den König und seinen Rath wider den ganzen Orden aufgebracht hätten, und viele von denen Brüdern des Ordens, welche auf der Marter bekannt hätten, wären bereit zu wiederrufen, wenn sie frey wären, und die Wahrheit zu sagen, wenn sie versichert wären, daß die neue Untersuchung, die man anstellen sollte, geheim gehalten würde.

Diese

Diese Commissarien waren vom Augustmonate 1309. bis in den May 1311. in Paris; und während der Zeit hörten sie 231. Zeugen ab, sowohl Tempelherren, als andere, die vor den Ordinarien ausgesaget hatten. Die Kirchenversammlung der Provinz Senns, die zu eben der Zeit zu Paris gehalten wurde, und sich nach einiger Meynung 1310. endigte, sprach ein Urtheil wider viele Personen dieses Ordens, deren Verdammungen unterschieden waren. Denn einige wurden durchaus, und gänzlich losgesprochen, andere zu einiger Buße verdammet, und darauf loßgelassen. Es fanden sich andere, welche enger eingeschlossen wurden, viele wurden verurtheilt ihr Leben in einem Gefängniße zu beschließen, und es fanden sich ihrer 59., die als Ruckfällige von dem Bischofe zu Paris abgesetzt, dem weltlichen Arme übergeben, und darauf verdammt wurden, verbrannt zu werden. Dieses wurde aussen vor dem St. Antonsthor ins Werk gerichtet. Sie erklärten sich bis an den Tod, sie wären unschuldig, und alles was man wider sie ausgesagt hätte,

wäre falsch. Das Volk sahe solches mit Erstaunen an; einige bewunderten ihre Tugend, andere verfluchten ihre Hartnäckigkeit.

Man stellte eben die Verfolgungen in andern Königreichen an. Der Erzbischof zu Ravenna ließ eine Kirchenversammlung in seiner Provinz halten, worinn verordnet wurde, es sollten die Unschuldigen losgesprochen, und die Strafbaren gestraft werden; diejenigen, welche aus Furcht vor der Marter bekannt, sollten unter der Zahl der Unschuldigen stehen, und man sollte den Orden erhalten, wenn der größte Theil desselben gesund wäre. Zu Boulogna rechtfertigten sich einige, daß sie stets wohl gelebt hätten. In der Lombardey und Toskana wurden sie überzeugt, daß sie eben so entsetzliche und abscheuliche Verbrechen begangen hätten, als die in Frankreich. In Kastilien wurden sie insgesamt gefangen genommen, und ihre Güter eingezogen. Zu Salamanca wurden sie für unschuldig erklärt, und an den Pabst gewiesen. In Engelland gestunden sie die Verbrechen, derer man sie beschuldigte.

In

In der Provence wurden sie insgesamt zum Tode verdammt, und der Pabst schickte den Abt Crudacio nach Deutschland, wider sie Untersuchungen anzustellen, und gab auch den Erzbischöfen zu Maynz und Köln, und den Bischöfen zu Trier, Magdeburg, Kostnitz und Straßburg Kommißionen in ihren Kirchensprengeln eben das zu thun.

In dem Königreiche Cypern ergriffen die Tempelherren, da sie in Erfahrung gebracht, daß Amauri Herr von Tyrus und Statthalter des Königreiches Briefe von dem Pabst erhalten hatte, sie gefangen zu nehmen, die Waffen, um sich zu vertheidigen; nichts destoweniger unterwarfen sich der Marschall, der Präceptor, der Drapirer, der Schatzmeister, und einige andere Ritter nebst ihren Mitbrüdern dem Willen des Pabstes und der Herr von Tyrus ließ sie mit allen ihren Waffen und Pferden gefangen nehmen.

Die in Aragonien thaten mehr Widerstand. Sie zogen sich in die festen Plätze,

die dem Orden zugehöreten. Der vornehmste Platz war das Schloß Monzon, worinnen Bartholomäus von Belvis Befehlshaber war. Er wurde darinnen vom Artaut von Luna, Statthalter in Aragonien belagert, welcher es einige Zeit darnach einnahm. Die Schlösser Miravette, Cantavieja und Kastellot ergaben sich, nach dem sie einige Zeit lang widerstanden hatten. Diejenigen, welche darinn gefunden wurden, wurden zu Gefangenen gemacht, und nach verschiedenen Orten des Königreichs verschickt; und der Pabst trug es dem Bischofe zu Valenza auf, ihren Proceß zu machen.

Da die Zeit der Kirchenversammlung, welche zu Vienne angesetzet war, heran kam, so fanden sich die Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, und andere Geistliche im 1311. Jahre daselbst ein, ihrer 300. an der Zahl. Die erste Sitzung fieng den 16. des Weinmonats an; man handelte von der Angelegenheit der Tempelherren; diese erste Sitzung daurete bis in die Charwoche des folgenden 1312. Jahrs; und bey der zweyten Sitzung, welche

welche den 22. May anfieng, wurde die Bulle der Verdammung des Ordens bekannt gemacht, welche enthielt, es wäre der ganze Orden der Tempelherren, wegen der großen und abscheulichen Verbrechen, deren die Tempelherren offenbarlich überzeuget wären, durch Genehmhaltung der Kirchenversamm=lung, und nicht durch ein Endurtheil abge=schaffet, und einem jeden bey Strafe des Bannes verbothen, das Kleid desselben anzunehmen; und die Kirchenversammlung vereinigte mit dem Orden, und der Ritter=schaft der Hospitaliter von St. Johann zu Jerusalem alle Güter der Tempelherren, so=wohl bewegliche, als unbewegliche, die zur Zeit ihrer Gefangennehmung in Frankreich ihnen zugehörten, doch sollten von dieser allge=meinen Vereinigung diejenigen Güter ausge=nommen seyn, die ihnen in den Königreichen Kastilien, Aragonien, Portugall, und Major=ca zugehöreten, worüber der apostolische Stuhl zu verfügen hätte.

Was die Verurtheilung und Hinrich=tung des Großmeisters des Ordens betrift, so

so kommen die Geschichtschreiber, wegen der Zeit, da solche geschehen, nicht mit einander überein. Einige setzen sie in das 1307. Jahr, welches aber nicht seyn kann, andere in das 1311. oder 1312. Jahr, und Wilhelm von Nangis, in der Kronik des heiligen Dionysius setzet sie in das 1313. Jahr. Sie kommen aber darinn überein, daß er Jakob von Molay geheissen, aus Bur und, und der jüngste Sohn seines Hauses gewesen, welcher sich, da er gesehen, daß er nicht viel Güter hatte, und seinem Bruder nicht zur Last seyn wollte, der sehr reich war, sich zu den Tempelherren begab, wo er mit einer Priorey des Ordens versehen wurde, und bey Erledigung des Großmeisterthums wurde er zu dieser Würde erwählet, die ihn den Fürsten gleich machte, und er hatte in dieser Würde die Ehre, eins von den Kindern des Königs Philipps des Schönen aus der Taufe zu heben.

Unerachtet dessen ließ ihn der König doch nebst seinen Mitbrüdern gefangen nehmen, und er wurde mit drey andern, Guido, dem

Bru-

Bruder des Dauphins von Auvergne, Meister von der Normandie, Hugo Peraud, welcher eine von den vornehmsten Bedienungen des Ordens hatte, und einem andern, der eine Bedienung bey den königlichen Finanzen gehabt hatte, verwahret. Wilhelm von Nangis saget: als es nunmehr darauf ankam, den Proceß der Tempelherren zu endigen: so gab der Pabst dreyen Kardinal-Legaten, dem Erzbischofe zu Senns, und einigen andern Vollmacht, diese vier Ritter zu richten, welche, da sie vor den Richtern erschienen, die Verbrechen öffentlich bekannten deren sie waren beschuldiget worden, und bey ihren ersten Bekenntnißen beharreten. Diese Richter verordneten darauf, man solle vor dem Eingange zu unser lieben Frau Kirche ein Gerüste aufrichten, wo man ihnen dasjenige zu wissen thun wollte, was verordnet werden würde. Als der Tag dazu angesetzt war, so hielt einer von den Kardinälen eine Rede an das Volk, und sagte: diese vier Tempelherren wären zu einem beständigen Gefängniße verdammet, weil sie ihre Fehler frey gestanden hätten. Allein da die Richter

am wenigsten daran dachten: so stunden der Großmeister und Guido Meister von der Normandie, in Gegenwart des ganzen Volkes auf, und thaten die Erklärung, es wäre alles, was sie bey ihrer Befragung gesagt hätten, falsch. Sogleich überlieferten sie die Kardinäle dem Prevost von Paris, welcher zugegen war.

Diese Zeitung wurde dem König überbracht, welcher seinen Rath zusammen kommen ließ, ohne die Geistlichen dazu zu berufen, wo beschlossen wurde, es sollte der Großmeister und sein Gefährte, auf der Insel des Palastes, zwischen dem Garten des Königs, und den Augustinern, auf den Abend verbrannt werden, welches auch ins Werk gerichtet wurde.

Sie stunden diese Strafe standhaftig aus, und beharreten bis ans Ende bey diesem Geständniße, daß alles, was sie ausgesagt hätten, falsch wäre. Was die beyden andern betraf, so wurden sie auf ihre übrige Lebenszeit, dem Urtheile gemäß, in ein Gefängniß gele-

geleget. Auf diese Art wurde der Orden der Tempelherren in der ganzen Christenheit vertilgt, außer in Deutschland, wo sie sich noch einige Zeit lang in dem Erzbißthume Maynz erhielten, und sich auf einem Synodus, den der Erzbischof ihretwegen angestellet hatte, lossprechen ließen. Obgleich ihre Güter mit dem Orden der Hospitaliter vereinigt wurden, so bekamen doch einige Fürsten was davon. Denn Philipp der Schöne behielt für Proceßkosten zwey Drittheile von ihren Gütern. Ferdinand der IIte König in Kastillien schlug alle Güter, die sie in seinen Staaten hatten, zu seinen Kammergütern. Der König in Aragonien stiftete den Orden von Montesa, und der König von Portugall den von Avis, denen die Güter zugetheilt wurden, welche die Tempelherren in dem Königreich besessen hatten.

Eleono=

Eleonore

Königinn von Hungarn.

Eine Geschichte.

Von

J. L. Klein.

Eine große Anzahl christlicher Regenten hatte beschlossen, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen; es war der siebente von demjenigen an, den Peter der Einsiedler gegen den Ausgang des eilften Jahrhunderts gepredigt hatte. Zu den Füssen der Altäre hatten sie geschworen, auf dem wankenden Throne von Palästina den Johann von Brienne zu befestigen, einen jungen Prinzen, welchen Philipp August der Erbinn des König-

Königreiches Jerusalem, Maria von Montferrat, zum Gemahl gegeben hatte.

Schon war ein furchtbares Kriegsheer, das aus Franzosen, aus Kaiserlichen, aus Hungarn, aus Holländern, aus Friesländern, und Normännern bestand, im Begrif aufzubrechen. Es wartete blos noch auf den König Andreas den Andern von Hungarn, dem man die Oberbefehlshaberstelle übertragen hatte. Dieser Prinz besaß alle die Talente zusammen, die den großen Feldherrn ausmachen; seine Tapferkeit, seine Klugheit, seine kriegerische Einsicht waren durch langwierige Erfahrung in Belagerungen und Gefechten schon geübt worden; und sie ertheilten ihm eine vorzügliche Stelle unter den berühmtesten Helden seiner Zeiten.

Alle diese Eigenschaften, die zur Glückseligkeit der Völker selten viel beygetragen haben, reichten bey dem Könige von Hungarn noch nicht an einige Tugenden, die zwar minder glänzend, aber in Wahrheit edler und segenvoller sind. Jede seiner Hand-

lun-

lungen trug das Gepräge der Leutseligkeit, der Gnade und der Gutherzigkeit an sich. Jedoch wurde seine Gnade allezeit von der Gerechtigkeit gelenket; und seine Gutherzigkeit war nicht etwann, wie bey so viel andern regierenden Herren, jene Müssiggängertugend, die mit gleichgültigem Auge das Uebel, das sie nicht selbst stiftet, ansieht, und sich um das Gute, das sie stiften könnte, unbekümmert läßt. Nein, Andreas ließ sich die Glückseligkeit seiner Völker angelegen seyn; er liebte sie als seine Kinder, und wurde von ihnen als ihr Vater geliebt. Seine Regierung war die Regierung der Künste, des Friedens und der Tugenden. Insonderheit sah die Gerechtigkeit ihre Gesetze aufs gewissenhafteste beobachtet. Der Mächtige durfte nicht mehr den Schwachen erdrücken, und der Dürftige durfte sein Recht gegen den Reichen Unterdrücker ungescheut verfechten.

Der König von Hungarn hatte einen Minister, dessen Weisheit und Rechtschaffenheit durchgängig bekannt war, und der

schon

schon seit neun Jahren die beschwerlichen Sorgen der Regierung mit ihm theilte. Bancbanus war sein Name. Tag vor Tag priesen die Völker seine Regimentsverwaltung; und in den Entzückungen ihrer Erkenntlichkeit sagten sie oftmals: „Große Minister sind das Werk großer Monarchen.“

Die Gemahlinn des Königs, die liebenswürdige Eleonore weinte um einen Bruder, den sie zärtlich liebte, und der damals seit drey Jahren zwanzig Meilen weit von der Hofstatt in der Tiefe eines finstern Gefängnisses schmachtete. Berthold, (dies ist der Name dieses Prinzen), hatte sein Herz den schmeichelhaften Versprechungen eröfnet, die ihm einige Misvergnügte gemacht hatten, ihn auf den Thron von Hungarn zu setzen. Aus Jugend hatte er sich von dem Reiz einer Krone blenden lassen; und er hatte das Panier der Empörung aufgerichtet. Es fehlte auch nicht viel, so hätte Andreas darüber den Scepter und das Leben eingebüßt; aber so gönnte der Himmel dem gerechtesten Theile den Sieg. Die vor-

vornehmsten Rädelsführer, die diesen verhaßten Handel angesponnen hatten, mußten ihr Verbrechen auf einem Blutgerüste büssen; und der junge Prinz, den sie in Abgrund hinein gezogen hatten, ward aus Gnaden noch am Leben verschonet, aber doch verurtheilet, seine Tage in der finstern Tiefe eines Kerkers zu beschliessen.

In den vier Mauren dieses Gefängnisses kam Eleonorens Bruder wieder zu sich selbst, schämte sich über sein Verbrechen, marterte sich mit den Vorwürfen, die ihm sein Gewissen machte, speißte sich mit Seufzen, und tränkte sich mit Thränen. Bald durchstrich er mit großen Schritten den ganzen Bezirk seines Gefängnisses, und schwieg dabey mit einer wilden Art stock still; bald saß er ohne Bewegung da, schlug seine Hände über dem Kopf zusammen, starrte die Wölbung seines Kerkers an, und stieß einen langen und schmerzlichen Seufzer aus. Oftmals schlug er sich an die Brust, stieß sich vor den Leib, und wälzte sich im Staube. Hundertmal hatte er die Soldaten, weil

sie

sie die Vorsicht brauchten, ihn zu entwaffnen, und ihm alles aus dem Wege zu schaffen, was ihm zu seiner Verzweiflung etwan hätte behilflich seyn können, grausame und barbarische Unmenschen genannt. „O Erde!“ „rief er in dergleichen Augenblicken aus, „o Erde! thue deinen Schoos auf, und „verschlinge mich! Wie ist mir das Leben „zum Abscheu! Wie drücket mich die Last „desselben! Unglücklich und strafbar habe „ich nur zu lange schon gelebt — — „aber ich muß gestraft seyn; und daß man „mir das Leben noch läßt, ist meine empfindlichste Strafe.“

Nur ein einziger Mann, dem aufgetragen war, dem Prinzen täglich die Speisen zu bringen, die zu seinem Unterhalte verordnet waren, hatte das Recht, zu ihm ins Gefängniß zu gehen. Lange Zeit hatte Berthold vor den Augen dieses Officiers das Uebermaas seiner Verzweiflung verhelet. Ach! der unglückliche Gefangene nahm äusserlich das Ansehen einer Gemüthsruhe an, die von seinem Herzen weit entfernet war.

Ermüdet von einem mühseligen Zwange, läßt er eines Tages die Gewissensbisse, die sein Herz folterten, zum Ausbruch kommen. Der Officier wird gerührt, erweichet, und kann sich nicht enthalten, über ihn und mit ihm zu weinen. Er seufzet mit Bertholden; das Mitleiden gewinnt Tag vor Tag neue Kräfte in seiner Seele, und flößt ihm eine zärtliche Zuneigung zu dem Prinzen ein. So bald Berthold einsah, was für Wirkung der Anblick seiner Widerwärtigkeiten bey dem Manne gethan hatte, faßte er einen Anschlag, der ihm, wie er sich Rechnung machte, recht gut gelingen sollte. Anfänglich getraute er sich freylich nicht, dem Officier seine Gedanken zu eröffnen. „Die „Zeit, dachte er bey sich selbst, wird den „Antheil, den er an meinem Schicksale „nimmt, schon vergrössern; und alsdann „werde ich ihn gegen meine Wünsche eben „nicht mehr rebellisch finden."

So bald er glaubte, daß er ihn endlich zu dem gehörigen Grade von Ergebenheit und Mitleiden gebracht hätte, bedachte er sich

sich nicht länger, sein Herz vor ihm auszuschütten. „Du siehst," sagt er zu ihm, „wie verhaßt mir mein Leben ist; ich fühle „es, daß ich nicht die Kräften habe, die „Last desselben länger zu ertragen. Thue „mir doch die Liebe, und hilf mir, mich „davon zu befreyen. Diese traurige, aber „wichtige Gefälligkeit verspreche ich mir „von deinem Mitleiden. Du kannst mir „dieselbe erweisen, ohne selbst im mindesten Gefahr dabey zu laufen. Richte mir „ein langsames Gift zu, welches das Leben, „das mir so verhaßt ist, in der Stille untergräbt, und gieb es mir."

Der Officier stürzte vor Entsetzen bey diesem Antrage zurück, und schwur, daß er nimmermehr seine Hände mit einem solchen Verbrechen beflecken würde.

Vergebens wendete Berthold Bitten, Seufzen und Thränen an; umsonst ließ er seine Verzweiflung sprechen; er war nicht vermögend, die Standhaftigkeit des Officiers wankend zu machen.

Unterdessen schreckte doch den Gefangenen der schlechte Erfolg nicht ab, den seine Bitte gehabt hatte. Berthold beharrt dabey, daß er Tag vor Tag fortfährt, um die nämliche Gewogenheit anzuhalten. Endlich giebt sein unermüdetes Anhalten der Waage den Ausschlag, und er erlangt dieses so lange erbethene Geschenk; er empfängt es mit entzückender Dankbegierde, wie sie sich etwann für die ausnehmendste Wohlthat gebühret hätte. — Unterdessen war der Tag, den der König von Hungarn zu seinem Aufbruch angesetzt hatte, eben erschienen.

Mit dem militärischen Kleid angethan, setzt sich Andreas auf seinen Thron. Zu seiner Rechten ist Banchanus. Alle Grossen des Reiches sind um ihn herum versammelt, und erwarten stillschweigend, daß er denjenigen unter ihnen, dem er das Ruder der Regierung anzuvertrauen beschlossen hat, ernennen werde. „ Das Beste der heiligen „ Religion, zu der wir uns bekennen, re„ det er die Versammlung an, ruft mich

„nach

„ nach den Gefilden Idumäa. Ich breche
„ auf, und hoffe, der Himmel werde die
„ Tapferkeit der Nationen, die ich, in die
„ Gefechte führen soll, krönen; jedoch habe
„ ich dabey das Beste meines Volkes nicht
„ vergessen. Zur Regierung desselben in mei-
„ ner Abwesenheit, habe ich den Bancbanus
„ erwählet. Von ihm verspreche ich mir die
„ Glückseligkeit dieses Königreichs; und mei-
„ ne Hofnung wird mich nicht täuschen.
„ Neun Jahre einer weisen und glorreichen
„ Administration sind mir Bürgschaft genug,
„ sowohl für seine Tugenden, als für seine
„ Talente. Ja Fürst! „ fuhr er fort, indem
„ er sich zum Bancbanus wendete, " ich
„ übergebe meine ganze Gewalt Ihren Hän-
„ den, und setze denselben keine Schranken.
„ Ein anderer würde dieselbe nur mit Ein-
„ schränkung bekommen; aber ich habe es
„ mit einem Bancbanus zu thun, und dies-
„ mal ist alle Behutsamkeit unnöthig. Er wird
„ an der schweren Grenze stehen zu bleiben
„ wissen, wo die Gewalt eines Monarchen
„ aufhört, und der Despotismus anfängt.
„ Hätte sich jedoch irgend Jemand unter den

„ Männern, aus denen diese Versammlung
„ besteht, über den Minister zu beschweren,
„ auf den ich mein Vertrauen gesetzt habe,
„ so stehe er auf, und scheue sich nicht,
„ seine Stimme hören zu lassen. “

Ein Murmeln des Beyfalls erfüllte hierauf den Saal der Rathsversammlung. Man ließ sich so wenig einfallen, des Monarchen Vorhaben zu misbilligen, daß vielmehr jedermann demselben mit Geberden sowohl, als mit dem Munde beystimmte. Banchanus selbst steht auf, und läßt seine edle Erkenntlichkeit in die Worte ausbrechen: „ Die
„ Wahl, gnädigster Herr, die Sie an mei-
„ ner Person treffen, erfüllt mich durch
„ und durch mit Freuden; nicht, weil sie
„ mich zum höchsten Rang erhebt, sondern
„ weil Sie mich für würdig erkennen, den-
„ selben zu bekleiden; und da ich ihn nicht
„ gesucht habe, so will ich ihn auch nicht
„ ausschlagen. Es ist überaus rühmlich für
„ mich, daß Sie Hungarns Glückseligkeit
„ auf meine Weisheit gründen wollen. Ich
„ schwöre Ihnen hiermit, daß ich nichts

„ ver-

„ versäumen will, Ihrem gerechten Zutrauen
„ Genüge zu thun.“

„ Allein, gnädigster Herr, indem ich
„ das Ruder der Regierung übernehme, er-
„ kühne ich mich zugleich, Sie zu bitten,
„ daß Sie dem Bruder der Königinn seine
„ Freyheit wieder geben wollen. Berrold,
„ es ist wahr, hat sich strafbar gemacht;
„ er suchte Ihnen den rechtmässigen Scepter,
„ den Sie mit so vielem Ruhme führen,
„ zu entreissen. Dies war ein Verbrechen,
„ das ihm nicht übersehen werden konnte;
„ und Sie haben einen herrlichen Beweis
„ von Ihrer Gnade gegeben, da Sie ihn
„ am Leben verschonten. Könnte indessen
„ irgend etwas die Größe seiner Freveltat
„ verringern, so wollte ich Sie, gnädigster
„ Herr, daran erinnert haben, daß es eine
„ Vergehung seiner Jugend, und daß dieser
„ Anschlag ursprünglich nicht in seinem Her-
„ zen entsprungen war, sondern unruhige,
„ misvergnügte Menschen ihm denselben ein-
„ gegeben hatten. Sie verblendeten ihm die
„ Augen, und verführten seine bis dahin

„ noch tugendhafte Jugend. Die Empörer,
„ die diese verhaßte Verschwörung angespon-
„ nen hätten, sind nicht mehr am Leben.
„ Sie haben ihren Frevel mit dem Tode
„ gebüßt; und der junge Berthold, der
„ wieder zu sich selbst gekommen, und zur
„ Tugend zurücke gekehret ist, erkennt sich
„ schon seit langer Zeit gleicher Strafe wür-
„ dig. Sie haben mir erlaubet, gnädig-
„ ster Herr, ihn zuweilen im Gefängniße
„ zu besuchen. Da hab' ich gesehen, was
„ für großen Abscheu er gegen seine Uebel-
„ that gefaßt hat. Das Gewicht der Ge-
„ wissensbisse hat noch nie ein Missethäter
„ so empfindlich erfahren, wie er. Bey die-
„ ser glüenden, ungestümmen Seele geht
„ alles aufs äusserste; sie ist nie weder halb
„ strafbar, noch halb tugendhaft gewesen,
„ und wird es auch nie seyn. Ach! sollten
„ Eure Majestät diesen unglücklichen Prin-
„ zen nur einen Augenblick sehen; Sie selbst
„ würden, von heut an, seine Ketten zerbre-
„ chen und der Verbannung eines Uebelthäters,
„ der durch seine Reue beynahe sein Verbre-
„ chen schon ausgetilgt hat, ein Ende machen."

Der

Der Minister sprach noch, als die Königinn angemeldet wurde. Sie trat mit einer zahlreichen Begleitung herein. Des Bancbanus Gemahlinn Melinda kam in ihrem Gefolge, und trug in ihren Händen eine reiche und schimmernde Feldbinde, welche Eleonore selbst gestickt hatte. Beyde Damen hatten noch kaum ihr zwanzigstes Jahr erreichet, und beyde waren von der Natur mit entzückender Schönheit begabet. Jedoch trugen Melindens Reitzungen den Preis vor den Reizungen der Königinn davon, die gleichwohl aus einer Gesinnung, welche bey Personen von ihrem Rang und Geschlecht ziemlich selten ist, Melinden nicht nur ohne Misgunst sah, sondern ihr auch mit aufrichtiger Freundschaft zugethan war.

Weder die Liebe, die Eleonore zu dem König ihrem Gemahl hegte, noch die zärtliche Zuneigung, welche sie mit der Gemahlinn des Ministers vereinigte, liessen sich in Vergleichung mit der Ergebenheit setzen, die sie gegen den jungen Berthold unterhielt. Die unglücklichen Umstände dieses Bruders

hatten sie mit einem tiefen Kummer durchdrungen. Der Glanz ihrer Reizungen schien mit jedem Tag immer mehr abzunehmen; ihre Gesundheit war geschwächt, und der König sah sich gezwungen, troz der Gewohnheit damaliger Zeiten, welche verlangte, daß eine Königinn jedesmal bey solchen heiligen Kriegen ihrem Gemahl Gesellschaft leisten sollte, ohne sie nach Palästina aufzubrechen.

Schon oft hatte sie den Anschlag gefaßt gehabt, den König um Gnade für Bertholden anzuflehen; und immer hatte sie hievon der Umstand abgehalten, daß sie die unbewegliche Gerechtigkeit des Prinzen kannte. Da sie aber endlich sah, daß er im Begriffe stand, sich auf lange Zeit zu entfernen; so that sie ihrer natürlichen Schüchternheit auf eine großmüthige Art einmal Gewalt an. Voll von einem Vertrauen, das auf ihrer Stirne gemalt stand, nähert sie sich dem Throne, und eben so sehr gedrungen von Zuneigung zu ihrem Bruder, den sie verlohren hat, als von Liebe zu ihrem Gemahl, den sie jezt verliehren soll, redet sie ihn an:

Sie

„ Sie gehen fort, liebster Prinz! Sie
„ gehen fort! Sie stehen im Begriffe, den
„ weiten Zwischenraum der Meere zwischen
„ Sich und mir zu setzen; und alle Gefähr-
„ lichkeiten des Krieges werden ein so köst-
„ liches Haupt bestürmen! Ach! so ist es
„ umsonst, daß ich die Unruhe meiner Zärt-
„ lichkeit habe sprechen lassen? Sie sind
„ gegen diese Stimme taub geblieben; Sie
„ haben blos der Stimme des Ruhmes Ge-
„ hör gegeben. Wie grausam ist doch die-
„ ser Ruhm! und wie sehr theuer hat er
„ mir bereits die Lorbern verkaufet, die er
„ Ihnen zugedacht hat! Die Annäherung
„ Ihres Aufbruchs hat mir Thränen ausge-
„ preßt; aber wie viele werde ich deren
„ nicht noch in der Ungewisheit vergiessen,
„ was für ein Schicksal Ihnen aufgehoben
„ sey! Sie werden meinen Gedanken im-
„ mer gegenwärtig seyn, und Sich meinen
„ Augen nicht anders, als belagert von allen
„ Gefahren der Gefechte, darbieten. Un-
„ aufhörlich werde ich Ihre Tapferkeit sehen,
„ wie sie unter der Menge erliegen muß;
„ unaufhörlich werden klägliches Geschrey

„ und

„ und lange Seufzer vor meinen Ohren er-
„ tönen: Denn mit einem Worte, ich weis
„ nicht, was für eine schreckliche Ahndung
„ mich quälet. Mir ist nicht anders, als
„ entrisse man mich Ihnen auf ewig, als
„ sähe, als spräche ich Sie zum letztenmale.
„ Liebster Prinz, theuerster Gemahl, haben
„ Sie einiges Mitleiden mit der unglück-
„ lichen Eleonore. Sehen Sie, zu was
„ für Kummer mich Ihre Abwesenheit ver-
„ urtheilen wird. Ach! wenn ich in die-
„ sem traurigen und grausamen Wittwen-
„ stande, wenn ich wenigstens zur Linderung
„ meines Kummers, wenn ich nur ein einziges
„ Pfand von unserer gegenseitigen Liebe, einen
„ Sohn hätte, dessen Züge mir beständig
„ das Bild seines Vaters gegenwärtig ma-
„ chen könnten! — — Aber so hat es dem
„ Himmel nicht gefallen, unsre Einigkeit so
„ hoch zu begnadigen. Ich habe keinen
„ Sohn; ach! und ich verliehre meinen
„ Gemahl! ich verliehre ihn, und ich darf
„ seine Gnade nicht für den einzigen Sterb-
„ lichen anflehen, der meinem Kummer noch
„ einige Linderung würde gewähren können.

„ Er

„ Er ist freylich strafbar; aber dieser Ver-
„ brecher ist mir immer werth gewesen; und
„ sein Schicksal preßt mir täglich Thränen
„ aus; aber er ist noch der einzige Ueberrest
„ von einer edlen und zahlreichen Familie,
„ die der Tod abgemäht hat. Mein Vater
„ lebt nicht mehr. Meine Mutter ist ihm
„ ins Grab nachgefolgt. Von so vielen
„ Brüdern, mit denen der Himmel meine
„ Jugend umkränzet hatte, war mir noch
„ ein einziger übrig geblieben; noch ein ein-
„ ziger vertrat bey mir meine Familie; und
„ seit drey Jahren schmachtet dieser Bruder
„ in der Nacht der Gefangenschaft. Er war
„ ein Uebelthäter, das gesteh' ich; Sie
„ haben ihn gestraft, und darüber murre ich
„ nicht. Aber, liebster Gemahl, hat er noch
„ nicht genug — ? „

Eleonore konnte nicht ausreden. Der Schmerz hindert sie fortzufahren; ihre Thränen verdoppeln sich, und ihre Worte verlieren sich in lautes Seufzen und Schluchzen.

Der König wird über diese Anrede unruhig, steigt von seinem Throne herunter, fliehet zu seiner Gemahlinn, drückt sie zärtlich in seine Arme; und wofern nicht die Würde seines Ranges den Thränen, die eben im Begriffe sind ihm zu entfallen, Einhalt thäte, so würde man dieselben mit den Thränen der Königinn sich vermischen sehen. Jedoch ist die Gewalt, die er seinem Schmerzen anzuthun sucht, nicht mächtig genug, seine Unruhe ganz den Blicken seiner Hofstatt zu entziehen. „ Liebste und „ zärtlichste Eleonore, ruft er mit gerührter „ Stimme aus, fassen Sie Muth; „ geben Sie sich zufrieden, und stillen Sie „ den Kummer, der Sie drückt. Sie befinden Sich in den Armen eines Gemahls, „ der Sie anbethet. Sie bitten um Ihres „ Bruders Loslassung; wohlan — — — „ gütiger Himmel, könnte ich sie Ihnen „ wohl abschlagen. Ihre Thränen, Ihr „ Kummer haben meine Strenge, die schon „ durch die Fürbitte des Banchanus erschüttert war, vollends überwunden. Ich will „ glauben, daß es Bertholden gereut. Nun,

„ so

„ so mag denn Berthold los seyn. Ich zer-
„ breche seine Ketten. Er mag wieder zu
„ Ihnen kommen, und seine zärtlichen Be-
„ mühungen mögen Ihnen zum Trost in
„ meiner Abwesenheit dienen. — — Gehen
„ Sie hin, Banchanus; gehen Sie selbst
„ hin, und bringen Sie meinem Schwager
„ diese erfreuliche Nachricht. Und möchte
„ er doch nie vergessen, daß er seiner Schwe-
„ ster, ja daß er Ihnen selbst die Freyheit,
„ die ich ihm wieder schenke, zu verdanken
„ habe! — —" Und Sie, Fürstinn, „fuhr
„ er fort, indem er sich zu Melinden wende-
„ te, „ Sie, der die Königinn ihre zärt-
„ lichste Verträulichkeit gewidmet hat, seyn
„ Sie bedacht, sie zu trösten; trocknen Sie
„ ihr die Thränen ab; und wenn sie mit
„ Ihnen von ihrem Gemahle spricht, so
„ sagen Sie ihr, sie werde jederzeit in mei-
„ nem Herzen leben, und ihr Bild werde
„ meinem Gedächtniß ewig eingeprägt seyn.
„ Wenden Sie alle Mittel an, die Sie
„ für dienlich erachten werden, ihre Traurig-
„ keit zu verbannen."

Die

Die Königinn hatte bereits von Melinden die Feldbinden empfangen, die sie für ihren Gemahl bestimmte. Sie schlägt dieselbe seufzend auf, und legt sie mit zitternder Hand dem Monarchen um den Leib. Endlich sieht sie ihn aufbrechen. Unbeweglich sitzt sie auf der Schwelle ihres Palastes, und folgt ihm mit den Augen; und selbst dann, da sie ihn nicht mehr sieht, bleibt das Bildniß von ihm ihrem Geiste gegenwärtig; aber nur gar zu gewiß versichert, daß sie ihn verlohren habe, giebt sie ihrem ganzen Kummer Raum. Sie lehnt sich auf ihre geliebte Melinde, und kehrt zurück in ihren Palast. Da ist nichts vermögend, ihren tiefen Kummer zu lindern, als die Hoffnung, Bertholden bald zu sehen und zu umarmen.

Kaum war der König aufgebrochen, so nahm der Minister, eben so sehr Eleonorens Sehnsucht zu befriedigen, als aus eigenem Mitleiden gegen den Prinzen, ungesäumt den Weg nach dem Walde, wo Berthold, zwanzig Meilen von der Hofstatt,

in

in einem Thurme seufzte, der dazu bestimmt war, diejenigen Großen zu strafen, die wegen übermüthigen Misbrauchs ihrer Gewalt bey dem Monarchen in verdiente Ungnade fielen.

Der Tag war vergangen, und Berthold wachte bey einer Lampe, dessen schwacher Schein kaum die tiefe Dunkelheit des Gefängnisses aufhellte. Dies war der unseli-
ge Zeitpunkt, den er zur Ausführung seines entsetzlichen Vorhabens bestimmet hatte. Mit einem Auge, das von finsterm Feuer blitzte, mit bleichem Gesicht, und mit Haaren, die sich vor Entsetzen gegen die Stirne emporsträubten, bleibt er eine Zeitlang ohne Bewegung und stillschweigend sitzen; dann erhebt er sich hitzig wie von einem plötzlichen Anfalle der Wuth, und ruft aus: „Nur „zu lange haben meine Widerwärtigkeiten „gedauert; es ist Zeit, daß ich sterbe. „Wozu würde mir ein längeres Leben nützen? „Zu weiter nichts, als daß ich den Kelch „des Unglücks und der Schande Tropfen „vor Tropfen austrinken, und ausleeren

„ müßte. Ich habe mich schon allzusehr da=
„ mit getränkt. Ich Unglücklicher! wie ha=
„ be ich wohl die frühen Zeiten meiner Ju=
„ gend angewendet? Kann ich daran geden=
„ ken, ohne zu schaudern? Ich habe wider
„ meinen Wohlthäter, wider einen Prinzen,
„ der Vatersstelle bey mir vertrat, die Waf=
„ fen ergriffen. Ich habe ihm den Scepter
„ und das Leben zu entreissen gesucht. Das
„ ist zu viel. Ich bin allen Menschen zum
„ Abscheu, bin mir selbst zum Gräul gewor=
„ den; o! ich muß meine Ruhe nur in den
„ Armen des Todes suchen. Der Tod wird
„ das beschwerliche Geschrey meines Gewis=
„ sens ersticken. — — — O Gift! diene
„ du meiner gerechten Wuth. — — Aber
„ woher kömmt es, daß mir an meinem
„ ganzen Leibe schaudert? Ich zittere! ein
„ kalter Schweiß benetzt mir die Stirne.
„ Ha! ich Feigherziger, ich habe mich nicht
„ gefürchtet, ein Mörder an meinem König,
„ an meinem Schwager zu werden! und
„ nun fürchte ich mich zu sterben! Damals,
„ da ich den ersten Gedanken zu meinem
„ Verbrechen faßte, damals hätte ich zit=

„tera

„ tern sollen! — — — Und wovor schau-
„ dert mir denn? Ist denn Sterben ein
„ so großes Unglück für mich? Ich will
„ es nicht länger aufschieben. " — — —
Und mit diesen Worten bringt er das Gift zum Munde.

Ein plötzliches Geräusch erfüllt sein Ohr, und zieht seine Aufmerksamkeit anders wohin. Die Thüre geht auf. Er sieht den Bancbanus herein treten. Die unerwartete Ankunft dieses Ministers, mitten in der Nacht, und in diesem schrecklichen Augenblicke macht, daß ihm vor Bestürzung eiskalt, und seiner Wuth augenblicklich Einhalt gethan wird. Das Gift sinkt ihm aus den Händen, indeß der Minister in einem freudigen Entzücken, das er kaum mässigen kann, auf ihn zustürzt, ihn umarmt, und ausruft: „ Sie
„ sind los, Prinz, ja, Sie sind frey.
„ Die Königinn hat die Strenge ihres Ge-
„ mahls besänftiget. Ich getraue mich nicht
„ zu glauben, daß meine Fürbitte bey ihm
„ einiges Gewicht in der Waagschale ge-
„ habt hätte; aber, ich habe doch meine

„ Stimme zu Ihrem Besten öffentlich hö-
„ ren lassen: und wenn ich auch allein nicht
„ vermögend gewesen bin, Ihre Begnadi-
„ gung auszuwirken, so habe ich doch we-
„ nigstens das Vergnügen, Ihnen die Nach-
„ richt davon zu bringen. Eilen Sie, mit
„ mir fort zu reisen. Kommen Sie, und
„ werfen Sie sich in die Arme der Königinn.
„ Ihre Gegenwart wird ihr die Gesundheit
„ und Fröhlichkeit wieder geben, die sie seit
„ Ihrer Gefangenschaft verlohren hat.“

Man stelle sich Bertholds Erstaunen bey dieser Anrede des Ministers vor. Wenn ich sage, daß er sich mit dem Gesicht auf des Bancbanus Hände niederbeugte, daß er diese Hände mit Küssen bedeckte, sie mit Thränen benetzte; wenn ich auch hinzusetze, daß er seine Freude aushauchen wollte, und dieselbe nicht mit Worten auszudrücken vermochte, so ist dieß alles doch kaum ein flüchtiger Abriß von diesem rührenden Auftritt.

Als der Gefangene endlich von seiner anfänglichen Bestürzung wieder zu sich selbst kam, erlangte er auch den Gebrauch seiner

Stim-

Stimme wieder. „ Soll ich wohl glauben,
„ was ich in diesem Augenblick von Ihnen
„ gehört habe? Ist es wahr, daß ich los
„ bin? Ist es insonderheit wahr, daß mich
„ die Königinn noch liebt, daß mir meine
„ Schwester noch wohl will? Wie? ich
„ sollte ihr immer noch werth seyn, und
„ der zärtliche Antheil, den sie an dem
„ Schicksal eines solchen Verbrechers nahm,
„ wie ich bin, hätte ihrer Gesundheit und
„ Gemüthsruhe geschadet? Was für ein
„ elender Mensch bin ich doch! O! dieß ist
„ ein neues Verbrechen, das ich mir vor-
„ zuwerfen habe. Wohlan, mein theurer
„ Banchanus, lassen Sie uns gehen! ich
„ bin bereit, Ihnen zu folgen. Ich will
„ mich Eleonoren und ihrem Gemahl zu
„ Füssen werfen; ich will sie umarmen,
„ will sie mit einem Strome von Thränen
„ überschwemmen. Ich will mein Verbre-
„ chen gestehen; ich will mich nicht schämen,
„ deshalb um Vergebung zu bitten. Durch
„ diese Demüthigung werde ich vielleicht das
„ Glück erlangen, daß mir der König selbst
„ meine Begnadigung mündlich bestättigt."

Er sprach noch, und der Prinz war mit dem Minister bereits durch die Thüre des Gefängnisses heraus gegangen. In kurzem sind sie ausser dem Thurme, wo ein Wagen auf sie wartet. Sie steigen hinein, und nehmen den Weg nach der Hauptstadt.

Es war Nacht; Bancbanus meldete Bertholden des Königs Aufbruch nach Jumåa, und beschrieb ihm den interessanten Anblick, den Eleonore und ihr Gemahl in der Rathsversammlung gegeben hatten.

Indessen fieng der Horizont an, aus den Schatten der Nacht hervor zu treten. Des Tages Anbruch färbte den Orient weiß, und man sah bereits die ersten Strahlen vom Tageslichte zittern. Jetzt sollte Berthol ein Schauspiel geniessen, dessen ihn die Dunkelheit seines Gefängnisses seit drey Jahren beraubet hatte. Seine Seele, die bey ihrer ungemeinen Empfindlichkeit allemal in der Freude, oder in der Traurigkeit aufs Ausschweifende gerieth, diese so lange veränderte, und durch den Kummer gleichsam ernie-

erniedrigte Seele soll jetzt wieder aufleben, und sich einer Menge entzückender Empfindungen öffnen.

Es war gerade zu Anfange des letzten der Frühlingsmonate, wo der Anblick des Landes, insonderheit beym Aufgange der Sonne, auch den wildesten Menschen zu erweichen scheint, wo er ihn mit einer süssen und ruhigen Wohllust durchdringt. Die Sonne gieng rein und heiter auf; die Luft war balsamisch vom Dufte der Blumen, und die Vögel sangen in den benachbarten Gehölzen. Berthold lieh unter tiefem Stillschweigen dieser rührenden Harmonie sein Ohr, ließ die Augen überall um sich herumirren, und sog mit Muse tausenderley Empfindungen ein, die seinem Herzen seit mehrern Jahren unbekannt gewesen waren. Darauf gerieth er mit einmal wie ausser sich, ergriff in der Hitze des Ministers Hände, und sagte: „Ja, ich bin frey; ich „ bin es; ich fühle es an dem Vergnügen, „ das ich in dieser Stunde genieße; „ und zwar habe ich das Glück, das ich

„ jetzt genieße, Ihnen, mein Fürst, zum „ Theile zu danken. Bey der Erzählung, „ die Sie mir gemacht haben, sind Sie „ vergebens bemüht gewesen, mir es zu ver„ schweigen; ich habe, auch wider Ihren „ Willen, wohl eingesehen, wie viel Recht „ Sie zu meiner Erkenntlichkeit haben, aber „ ich schwöre Ihnen auch, daß dieselbe „ ewig währen soll. Nein, nimmermehr wird „ Berthold vergessen, was er dem Banc„ banus schuldig ist.“ So sprach der unglückliche Prinz, und sein Mund war damals blos ein treuer Dollmetscher seines Herzens. Aber ach! er gedachte nicht, zu was für einem entsetzlichen Verbrechen ihn seine immer gar zu glüenden Leidenschaften binnen kurzer Zeit hinreissen sollten.

Sie waren nicht weit mehr von der Stadt entfernt; und die Königinn, die von ihrer zärtlichen Ungeduld abgehalten worden war, dem Schlafe Raum zu geben, erwartete minder traurig, mitten unter ihrer Hofstatt, ihren Bruder, und zählte jede Minute, die ihn ihrer Zärtlichkeit näher bringen sollte.

sollte. Die unzertrennliche Gefährtinn ihrer Tage, die schöne Melinde sprach mit ihr von diesem geliebten Bruder, und nahm aufrichtig Theil an der Glückseligkeit, die das Herz ihrer Freundinn bereits im voraus genoß. Es schien sogar, als ob ihre Schönheit hievon einen neuen Glanz empfienge. In der That hatte die Gemahlinn des Ministers, seitdem sie die Zierde des hungarischen Hofes ausmachte, niemals, wie es schien, größere Reizungen besessen. Die Hofleute verwunderten sich nicht anders über sie, als ob sie Sie noch niemals gesehen hätten; sie sahen einander mit Verwunderung an, und immer fielen ihre Augen wieder auf Melinden. Ihre Geberde, ihr Blick, selbst ihre Stimme, alles hatte an ihr einen unbeschreiblichen Reiz; aber Melinde war eben so tugendhaft, als schön, und erwiederte die eigennützigen Ehrenbezeugungen ihrer Anbether blos mit ernsthaften Blicken.

Mit einmal läßt sich das Geräusch eines herbeyrollenden Wagens hören. Ein Soldat von der Wache meldet die Ankunft

des Prinzen. Eleonore steht auf. Berthold tritt herein, und fällt ihr zu Füssen, die er mit seinen Armen umschließt. Sie bemüht sich vergebens, ihn vom Fußboden aufzuheben.

„ Nein, gnädige Frau, " antwortet er mit beweglicher Stimme, und mit bethränten Augen; „ nein, einem solchen Verbrecher kömmt eine solche Stellung zu. „ Nehmen Sie im Namen Ihres Gemahls „ das Geständniß meines Verbrechens an; „ haben Sie die Gnade, meine Reue genehm zu halten, und mir die Verzeihung „ desselben zu bestättigen. Insonderheit bitte „ ich, werfen Sie mir die Thränen nicht „ vor, die ich Ihnen zu vergiessen Ursache gegeben habe. Zu meiner Bestrafung wird „ der ewige Vorwurf meines Gewissens schon „ hinlänglich seyn; und ich bin immer noch „ glücklicher, als ich verdiene, wenn ich „ um diesen Preis bey Ihnen wieder in die „ alten Rechte eines Bruders eintreten „ kann. " — —

Ach!

Ach! lieber Bruder „ erwiederte voller Feuer die zärtliche Eleonore, " „ laß uns „ von unglücklichen Zeiten nicht weiter re= „ den; sie mögen lieber in ewige Verges= „ senheit begraben werden. Deine Rückkehr „ zur Tugend hat alles Andenken daran ver= „ löschet. " Und mit den Worten faßt sie ihn in ihre Arme, und drückt ihn zärtlich an ihre Brust. Ihre Augen konnten des Vergnügens, ihn anzusehen, nicht satt werden. Manchmal dünkt es ihr, als ob das Glück, dessen sie genießt, weiter nichts als ein Blendwerk sey, und sie bloß ihres Bruders Schatten umarme. Aber bald kömmt sie von ihrem Irrthume wieder zu sich selbst, giebt den Entzückungen der leb= haftesten Freude Raum, und das Vergnü= gen nezt ihre schönen Augen mit einigen Thränen.

Bertholo war entzückt, ausser sich, und hörte und sahe nichts, als Eleonoren. Man trug gar bald ein herrliches Trakta= ment auf, woran man allen Pomp und alles Gepränge, worein sich der Stolz der

Könige,

Könige manchmal so gern vergraben mag, verschwendet hatte. Die Königinn saß zwischen Bertholden und Melinden; sie hatte die vornehmsten unter ihren Hofleuten zur Tafel gezogen; und diese zahlreiche Gesellschaft, die sich in Gebärden, in Ausdruck und im Betragen nach Eleonoren richtete, bezeigte sich eben so berauscht von Freuden, wie sie selbst. Die Freude dieses Festes zu krönen, bath die Königinn, daß ihre zärtliche Freundinn die süsse Harmonie ihrer Stimme hören lassen möchte. Denn ausser den Reizungen ihrer äusserlichen Gestalt, besaß die Gemahlinn des Ministers auch den noch köstlichern Reiz, daß sie sich liebenswürdige Kenntniße und Geschicklichkeiten erworben hatte. Eine sittsame Erröthung verbreitete sich bey der Bitte der Königinn über ihr schönes Gesicht, und machte dasselbe noch interessanter. Augenblicklich herrscht ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung, und Melinde entschließt sich zu singen.

Kaum hatte Berthold die entzückenden Töne gehöret, welche die Prinzeßinn bildete,

so

so kam er wie von einer langwierigen Betäubung wieder zu sich selbst, und richtete die Augen auf sie. Der Anblick dieser Schönheit rührt ihn mit einem anhaltenden Erstaunen, und seine begierigen Blicke bleiben unverwandt auf sie geheftet. Das Herz schlägt ihm von einer unwillkührlichen Regung; er wird bald blaß, bald roth, und in einem Augenblick entzündet sich in seinem Herze, und zwar auf immer, das Feuer der heftigsten Liebe.

Die Nacht fällt ein, und die Gesellschaft geht auseinander. Berthold kömmt in das Innere seines Zimmers, wo er sich wieder alleine sieht, und der neuen Empfindung, die ihn berauscht, Raum giebt. Er sieht zwar Melinden nicht mehr; aber ihr Bild ist seinen Gedanken noch immer gegenwärtig, und zwar ist ihm nicht anders zu Muth, als irrte dasselbe unablässig um ihn herum, als umringte es ihn, als spräche es mit ihm. Jene zauberische Stimme, deren Töne ihm jetzt seine Freyheit entrissen haben, jene harmonienreiche Stimme erschallt

noch

noch immer in seinen Ohren. Süße und schmeichelhafte Träumerey, die weiter zu nichts dient, als ihn noch tiefer in den Abgrund hinabzustürzen.

Er will dem Schlafe Raum geben; und der Schlaf weigert sich, ihm die Augenlieder zu schliessen. Voller Unruh und Ungeduld wälzt er sich auf seinem Lager herum, und das Feuer, das ihn verzehrt, faßt durch seinen Widerstand nur noch stärkere Flammen. „ Was ist denn dieß für eine Unruh „ in meiner Seele "? ruft er alsdann aus: „ und was für eine aufrührische Bewegung „ entzündet mein Blut? Ach! kann ich wohl „ daran zweiflen? Ich liebe! ja ganz gewiß; „ es ist nur allzugewiß, daß ich vor Liebe „ brenne. Vor Liebe zu dir, vor Liebe zu „ deinen Reizungen, o Gemahlinn des Banc= „ banus! „

Bey dem geheiligten Namen seines Wohlthäters schaudert ihm die Haut, und er hält inne. — „ Unglücklicher Mensch! " fängt er nach Verlauf einiger Minuten wieder an! „ Was

„ Was für ein Name ist aus deinem Munde
„ gegangen? wessen Weib habe ich zum
„ Gegenstande meiner strafbaren Gedanken
„ erwählet? Die Gemahlinn meines Erret-
„ ters. Und dies wäre also der Dank,
„ womit ich die größte, die ausnehmendste
„ Wohlthat vergelten wollte? War es mir
„ noch nicht genug, daß ich bereits die ver-
„ haßte Benennung eines Königsmörders
„ verdienet hatte? Soll ich auch noch ein
„ undankbarer Freund, ein verächtlicher Ver-
„ führer, ein treuloser Ehebrecher werden?
„ O! ich muß diese sträfliche Flamme jetzt,
„ da es noch Zeit ist, ersticken. — — —
„ Wer? ich? sie ersticken? Und kann ich
„ das wohl? ich liebe ja. Steht es bey
„ mir, nicht zu lieben; und kann mir es
„ der Himmel zum Verbrechen machen, das
„ Vollkommenste, was er auf die Erde ge-
„ setzt hat, anzubethen? — — Was sagst
„ du, Berthold? Wie sehr beweißt die
„ Richtigkeit deiner Entschuldigungen die
„ Abscheulichkeit des Verbrechens, mit dem
„ du schwanger gehst! — — — Ich muß
„ einen edelmüthigen Versuch machen, muß

„ mich

„ mich selbst überwinden können; und wenn
„ es nicht anders ist, muß ich fliehen; ich
„ muß Eleonorens Zärtlichkeit meiden.
„ Sollte die Sorge für meine Ehre nicht
„ noch mehr bey mir gelten, als die Theil-
„ nehmung an ihrer Gemüthsruhe? Gott!
„ du bist selbst Zeuge des schmerzlichen Kam-
„ pfes, den ich mit meinem Herzen zu käm-
„ pfen habe; gieb nicht zu, daß ich ein
„ Exempel von den Rasereyen der Liebe
„ werde, so wie ich schon ein Exempel von
„ den Thorheiten des Ehrgeizes geworden
„ bin! Morgen des Tages will ich mich
„ diesem Hofe, dessen Luft für mich ver-
„ giftet ist, entziehen. Ich will es thun,
„ und ich muß es thun; ich muß über-
„ winden.“

Dieser edelmüthige Entschluß hat die Ruhe in dem Gemüthe des Prinzen wieder hergestellt; aber bald tritt ein neuer Kampf an die Stelle des ersten, und diesen mühseligen Kampf erneuert jedweder Augenblick. Mitten in dem tumultuarischen Streite seiner Gedanken sieht er die ersten Strahlen

des

des neuen Tages anbrechen. Beschämt und verdrossen über sich selbst, steht er auf, und geht herunter in die prächtigen Gärten, womit der Palast umgeben ist. Er hofft, die frische Morgenluft, der heitere Himmel, und der Anblick der Natur in ihrer ganzen Schönheit werde seiner Seele die Ruhe, nach der sie sich sehnt, wieder geben.

Er betrog sich auch nicht in seiner Hoffnung. Kaum war er einige Minuten in diesen angenehmen Hecken herum gegangen, so empfand er schon, daß sein abgekühltes Blut langsamer in seinen Adern floß. Die Unruhe seines Herzens legte sich allmählich; seine Vernunft bekam wieder die Oberhand, und geboth dem Tumulte seiner Sinnen zu schweigen. Berthold wagte es, sich mit einem nahen Siege zu schmeicheln. „Von heute an," sagt er, „soll die Abwesenheit „ den Anfang zu meiner Genesung machen; „ und sie wird auch selbige binnen kurzen „ zu Stande bringen." Damit fahren seine Schritte fort, die verschiedenen Hecken zu durchirren, so wie sie sich von allen Seiten her seinem Blicke darbieten.

Eben hatte eine von diesen Hecken die liebenswürdige Melinda in ihrem Schoos aufgenommen. In diesem einsamen Aufenthalte, den sie von der Königinn geschenkt bekommen hatte, machte sie sich das Vergnügen, die schönsten Blumen des Frühlings mit eigenen Händen zu ziehen und zu warten. Sie war bey ihren jungen Jahren mitten in der Unschuld des Landlebens erzogen und aufgewachsen, denn damals hielten die Grossen noch eifersüchtig über eine edle Unabhängigkeit; sie hatten ihre Schlösser noch nicht zu Einöden gemacht, und liefen noch nicht nach den Palästen der Könige, Gnadenbezeigungen des Glückes zu erbetteln, und niedriger Weise in verächtlichen und mühseligen Intriguen zu kriechen. Erst seit zwanzig Monaten war ihre Jugend an Eleonorens Hof verpflanzet worden, wohin sie auch den Geschmack an ländlichen Belustigungen und Zeitvertreiben mitgebracht hatte, den sie noch jetzt nährte. Verliebt in jede Schönheit der Natur, betrachtete sie mit Entzückungen von Wohllust den Aufgang der Morgenröthe, und das Untergehen der Sonne;

ne; sie bewunderte den bunten Schmelz der Gefilde; sie athmet den Duft der Blumen, und befleissigte sich persönlich, dieselben zu vermehren. Eben dieser angenehmen Beschäftigung nachzuhängen, begab sich Melinda Tag vor Tag mit der Morgenröthe in die Hecke, die man ihr angewiesen hatte.

Bertholden führte das Ungefähr in dieses Labyrinth; und in tiefsinnigen Gedanken verlohren, spaziert er darinnen herum. Er geht stillschweigend vor sich hin; und seine niedergeschlagenen Augen erblickten nicht die Gemahlinn des Ministers, die, (weil sie selbst beschäftiget ist, die Schwäche eines aufgeschossenen Stengels mit einer Stütze zu versehen,) nicht gewahr wird, daß der junge Prinz in der Nähe herum irrt. Verfolget von einem Bilde, das er immer zu vertreiben sucht, und das immer wieder kömmt, hielt er noch den Rest eines Kampfes aus, den er mit seinem Herzen auszufechten hatte. Immer in Gedanken, immer zerstreut kömmt er näher. Er ist schon ganz nahe bey der jungen Fürstinn; hier reißt ihn eine plötzliche

unwillkührliche Bewegung hin, daß er ausruft: „Nein, schöne Melinda.“ — —

Melinda fällt ihm sogleich in die Rede, und fährt heraus: „Wer ruft mich?“

Ueber diese Worte schlägt er die Augen auf; die Fürstinn kehrt sich um, und beyde bleiben vor Bestürzung unbeweglich stehen.

Nach einem Stillschweigen von einigen Augenblicken, redet sie der Prinz stockend und mit niedergeschlagenen Augen an: „Ach! „gnädige Frau, vergeben Sie, daß ich Sie „in Ihrer Einsamkeit störe; vergeben Sie „mir, es ist ohne Absicht geschehen, daß „ich Ihnen vor Augen komme. Das Ungefähr, ja blos das Ungefähr hat mich „zu Ihnen gebracht“ — — — und damit schweigt er.

„Unstreitig, mein Prinz,“ antwortet Melinda, „habe ich Ursache, mich zu „verwundern, daß ich Sie in diesen Hecken „antreffe, wo mir um diese Stunde noch nie-

„ niemals Jemand zu Gesichte gekommen ist,“ (schon hat der Prinz seine Blicke auf sie gerichtet). „Ich komme alle Tage hieher, „ die balsamische Luft des Morgens einzuath- „ men. Ich sorge hier für das Wachs- „ thum der Blumen, die Sie in meinen „ Körbchen ausgebreitet sehen. Die Köni- „ ginn hat die Güte, manchmal Blumen „ von meiner Hand zu nehmen; und sie „ trägt kein Bedenken, dieselben an sich „ zu stecken.“

Bey den Tönen dieser rührenden Stim- me wird Bertholden weich ums Herz. Sein edelmüthiger Entschluß verschwindet; die Lie- be findet sich ungestümmer wieder ein, als sie vorher gewesen war, und reißt seine noch kaum verharschte Wunde wieder auf. „Wie glücklich ist meine Schwester, gnädige Frau!“ erwiedert er mit lebhafter Hitze. „Sie lie- „ ben Eleonoren! Eleonore besitzt Ihr „ Herz. O! wie sehr erregt ihr Glück mei- „ nen Neid! Warum kann ich doch nicht „ so gut, wie sie.“ — — —

Melinda ließ ihn, nicht ausreden. — „Was höre ich, Prinz?“ sagte sie! „was sagen Sie da?“ — —

„Weiter nichts, als daß ich Sie liebe,“ antwortete er, indem er sich von seiner thörichten Leidenschaft hinreissen ließ; „ich liebe „Sie. — —

Indem der Prinz so sprach, hatte er seine thränenden Augen auf Melinden geheftet. In der Ungewißheit, was für eine Antwort er bekommen werde, steht er blaß und zitternd da. Melinda, die anfänglich eben so ängstlich und bestürzt ist, wie er, schweigt eine Weile still; endlich aber faßt sie Muth, nimmt einen sittsamen Stolz an, und sagt: „Prinz, Sie sind ein Ritter, „und wollten meiner und Ihrer eigenen Ehre „so wenig schonen? Sollten Sie sich denn „gar nicht mehr erinnern, was für treue „und gesetzmäßige Gesinnung einen würdigen Ritter bis in sein Grab begleiten soll? „Und wäre ich auch so strafbar, daß ich „Ihre verbotne Liebe billigen, und sie mit

„Ihnen

„ Ihnen theilen wollte; würde Ihre edle und
„ redliche Seele mich noch ferner hoch-
„ schätzen können? Würden Sie glauben
„ können, daß ich der Liebe getreu seyn
„ könnte, wenn ich der Ehe ungetreu wor-
„ den wäre? Thun Sie die Augen auf,
„ mein Prinz, und erwägen Sie, wie nie-
„ drig und verächtlich ich alsdann seyn wür-
„ de. Sie verlangen mein Herz; aber sa-
„ gen Sie mir, ist es noch mein, daß ichs
„ Ihnen schenken könnte? Mein Gemahl
„ besitzt es, und ich werde es nie zurück-
„ nehmen. Fassen Sie doch Gesinnungen,
„ mein Prinz, die Ihnen, und ich unter-
„ stehe mich, das hinzu zu setzen, die auch
„ mir mehr Ehre machen. Lassen Sie sich
„ nie wieder einfallen, zu begehren, daß
„ ich Ihre Liebe im mindesten erwiedern soll.
„ Ich gehöre meinem Gemahl zu; und sol-
„ ten Sie dabey beharren, mich zu verfolgen;
„ so würden mirs meine Ehre und meine
„ Ruhe zur Pflicht machen, Ihnen aus dem
„ Wege zu gehen. Ja, ich würde den Hof
„ Ihrer Schwester verlassen. So nah es
„ mir auch gehen möchte, so würde ich doch

„ die köstlichen Bande, die mich an den=
„ selben gefesselt halten, zerreissen; und Sie
„ würden Sichs ewig vorzuwerfen haben,
„ daß Sie mich aus einem Aufenthalte ver=
„ bannet hätten, wo ich in dem Vergnügen
„ einer geheiligten Freundschaft glücklich
„ war.“ — So bald Sie ihm diese weise Antwort ertheilet hatte, eilte sie mit schnellen Schritten aus der Hecke, und kehrte in den Palast zurück.

Aber weit gefehlt, daß diese Antwort die Wunde des Prinzen hätte heilen sollen, so machte sie selbe vielmehr noch tiefer und gefährlicher. Schon ist es nicht mehr die Liebe, die ihn martert; es ist ein zerstöhrendes Gift, das sich mit seinem Blute vermischt, und das binnen kurzen an seinem Leben nagen wird. Unglücklicher vielleicht, als er selbst unter den Schrecknissen seines Kerkers gewesen war, haßt er allen den Glanz, alle die Lustbarkeiten, die ihn umgeben; sie sind ihm zur Last, und ermüden ihn; er möchte lieber vor sich selbst fliehen, und allenthalben findet er sich wieder. Manchmal wagt ers, und macht einen Versuch, seine Liebe zu bekäm=

kämpfen; und aller Nutzen, den er von seinen mühseligen Bestrebungen hat, besteht darinnen, daß er noch mehr geschwächt in den Abgrund, den er sich gegraben hat, zurück stürzt. Jetzt faßt er den Anschlag, Melindens Anblick zu meiden; und den Augenblick drauf eilt er an die Oerter, wo er sie anzutreffen sich schmeichelt. Er belagerte sie auf ihrem Wege, spricht mit ihr durch die Augen, geht ihr bey der Königinn nach, tritt zitternd auf sie zu, und erneuert Tag vor Tag das Geständniß seiner sträflichen Leidenschaft. Umsonst sagt ihm Melinda zu wiederholtenmalen. „Die Liebe könne „sie nimmermehr zu der Seinigen machen; „wenn er dabey beharrte, ihr auf allen „Schritten und Tritten nachzugehen, sollte „sie die Flucht gar bald von seinen Zu„dringlichkeiten befreyen.“ Berthold sieht nichts, und hört nichts, und folgt blos den Eingebungen seiner unseligen Liebe. Er sucht sein Vergnügen darinnen, daß er dieser Leidenschaft Nahrung giebt! ja, er findet sogar Reizungen in den Thränen, die ihm dieselbe abdringt.

Unterdessen wurde Melinda so vieler Verfolgungen überdrüssig; und da sie von einer so gewaltsamen Leidenschaft alles Mögliche zu befürchten hatte, beschloß sie endlich, sich zu entfernen. Diesen weisen Rath gaben ihr ihre Tugend und die Liebe zu ihrer Gemüthsruhe ein; sie erdachte sich einen wahrscheinlichen Vorwand, und mit diesem überwand sie die Gründe, die ihrer Abreise sowohl Eleonorens Liebe, als ihres Gemahls Zärtlichkeit entgegen setzten; denn sie wollte, wo möglich, keines von beyden gern von der unsinnigen Liebe des Prinzen von Mähren etwas erfahren lassen. Ihre Flucht gieng eben so geheim, als plötzlich vor sich; und diese tugendhafte Ehegattinn war schon vierzig Meilen weit von Bertholden entfernet, ehe der ungestümme Liebhaber diesen kläglichen Vorfall erfuhr.

Ueber diese Nachricht verliert er sogleich den Gebrauch seiner Sinnen, durch geschwinden Beystand wird er jedoch bald zum Leben gebracht; und nunmehr tritt der heftigste Ausbruch seiner Hitze an die Stelle der bisherigen

herigen Ohnmacht. Er zitterte vor Wuth, brach in heftige Verwünschungen aus, bezeigte sich ganz verzweifelt, und wollte sich sogar das Leben nehmen. Schon hat ihm sein Gesellschaftskavalier, der einzige Vertraute seiner Gedanken, dreymal den Degen, womit er sich durchbohren wollte, aus den Händen gerissen.

Das Uebermaaß seiner Verzweiflung hatte gar bald seine Kräfte erschöpfet. Als ein Schlachtopfer tödtlicher Schwermuth, war er nah am Ende seines Lebens, und ein jeder zitterte für ihn. Die Königinn, die hartnäckig dabey bleibt, daß sie nicht von dem Bette weichen will, zu welchem ihn der Schmerz verurtheilt, hält zwischen ihren Händen die Hände dieses geliebten Bruders fest eingeschlossen, und benetzt sie mit ihren Thränen. Sie sieht ihn über einem Leiden eingehen, das er aufs hartnäckigste verschweigt. Er haßt das Leben; er haßt sich selbst. „Wann werde ich doch von so viel Leiden befreyet werden?“ ruft er zuweilen aus. „O Tod, „ich flehe dich um Beystand an; komm,

„und

„ und mache meinen langwierigen Kränkun-
„ gen ein Ende.“ Zu andern Zeiten ver-
gräbt er sich in finstres Stillschweigen; er
rollt die Augen wild im Kopf herum; kaum
kann er Eleonorens Gegenwart ertragen.
Allen Beystand der Kunst schlägt er aus.
Wenn ihn seine erhabene und zärtliche Schwe-
ster aus diesem hartnäckigen Stillschweigen
heraus reissen will, so antwortet er ihr voller
Ungeduld; „ Ey! gnädige Frau, lassen
„ Sie einen solchen Unglücklichen nur in
„ Ruhe sterben! Für mich giebt es keine
„ Ruhe weiter, als im Grabe.“ — Und
damit schweigt er wiederum. Einige Augen-
blicke drauf schämt er sich über seine auf-
fahrische Heftigkeit; die Thränen, die man
seinethalben vergießt, rühren ihn; er heftet
ein wehmüthiges Auge auf die Königinn,
und bittet sie mit geschwächter Stimme we-
gen alles des Kummers, den er ihr verur-
sacht, um Vergebung.

Aber auf einmal langt Melindens Ge-
mahl an. Der Antheil, den der wackere
Mann von jeher an Bertholds Schicksal

ge-

genommen hat, wird jetzt doppelt groß, und entreißt ihn auch einige Minuten den Sorgen der Regierung. Er nähert sich dem Bette. Voll zärtlicher Freundschaft erkundigt er sich nach dem Befinden des unglücklichen Prinzens, und hört die Erzählung von allem dem an, was er auszuhalten hat. Berthold sieht ihn, und giebt ihm einen Blick, in dem die Wuth und der Unwille gemalt stehen. „Das ist er" spricht er bey sich selbst, „das ist der Urheber aller „meiner Leiden. Er besitzt Melindens Herz; „er raubt es mir. Wäre nicht die Liebe, „die er ihr eingeflößt hat, sie würde gegen „die meinige nicht so unempfindlich gewesen „seyn. Ja mein Haß gegen diesen Neben„buhler ist gegründet genug. Ich hasse ihn, „und muß ihn hassen. — — Aber wenn „er gleich mein Nebenbuhler ist — — „so ist er doch auch mein Wohlthäter. „An ihm liegt die Schuld nicht, daß ich „nicht glücklich gewesen bin. Er liebte mich; „er liebt mich auch noch; und ich, zum „Danke für seine Wohlthaten, ich fluche „ihm, ich verabscheue ihn; ich nähre in

„mei=

„ meinem Herzen eine Liebe, die ihm zum
„ Schimpfe gereicht; — aber vielleicht weis
„ der grausame Mann die Ursache von mei-
„ nem Unglücke. Meine unselige Liebe wird
„ ihm nicht unbekannt geblieben seyn. Ohne
„ Zweifel hat ihm Melinde das Geheim-
„ niß derselben vertrauet; und jetzt kömmt
„ er zu mir zum Besuche, blos um über
„ meinen Kummer zu lachen. Er hat seine
„ Freude daran — er triumphirt darüber. —

Indem er diesem gehäßigen Gedanken nachhieng, redet ihn Bancbanus an, und ergreift voller freundschaftlichen Wohlwollens seine Hand; allein der Prinz zieht sie aus allen Kräften, deren er mächtig ist, zurück. „ Lassen Sie mich zufrieden, Grausamer," spricht er; „ ich mag nichts mit Ihnen zu
„ thun haben. Sind Sie mit dem Uebel,
„ das Sie mir schon zugefügt haben, noch
„ nicht zufrieden? Warum haben Sie mich
„ aus meinem Gefängnisse heraus gerissen?
„ Jetzt würde ich längst todt seyn. Lassen
„ Sie mich in Ruhe, Grausamer, ich sag'
„ es ihnen: " und damit wendet er sich

auf

auf die andere Seite. — Der Minister, der gar keinen Verdacht hat, daß diese Wuth eine Raserey der Liebe, und zwar einer so strafbaren Liebe sey, geht hinweg, und bedauert mit thränenden Augen das Schicksal eines Prinzen, den er immer geliebt hat.

Die Königinn bleibt bey ihrem Bruder allein. Eine lange Weile sieht sie ihn stillschweigend an, bis sie ihn mit einmal im Gesichte die Züge der Unruhe verlieren, und dagegen die Miene eines Menschen annehmen sieht, der mit einem neuen Vorhaben schwanger geht. In der Ungewisheit erwartet sie, was auf diesen Anblick folgen werde. Endlich wirft der Prinz die Augen auf sie, und sagt mit halb zitternder Stimme:

„ Sie verlangen, gnädige Frau, daß ich leben
„ soll; Sie setzen mir deswegen zu? — —
„ Ich lasse mirs gefallen; aber glauben Sie
„ mir, mein Leben hängt von Ihnen ab; es
„ steht in Ihren Händen. Es hat schon gar
„ zu lange gewähret, daß dieses für Sie
„ ein Geheimniß geblieben ist. Heute breche
„ ich endlich das Stillschweigen; in der Hoff-
„ nung,

„ nung, durch Ihre Fürsorge meine Gemüths-
„ ruhe wieder zu erlangen. “

Eleonore stutzt über diese Worte, und verdoppelt ihre Aufmerksamkeit. „Die Liebe,“ fährt der Prinz fort, „ hat mich in den „ Zustand versetzet, worinnen ich mich befinde. „ Ich habe Melinden gesehen, und mich in „ sie verliebet. Ich habe ihr das Bekennt-„ niß von meiner Liebe gethan, und sie hat „ dieselbe verschmähet. Mein wiederholtes „ Anliegen ist nicht einen Augenblick vermö-„ gend gewesen, ihre Tugend zu erschüttern. „ Sie ist endlich meiner Verfolgungen, wie „ sie es nennt, müde geworden, und hat „ den Entschluß ergriffen, mir aus dem „ Wege zu gehen; und die Sehnsucht, „ worein mich der erste Funke meiner Liebe „ gestürzt hatte, hat über die Nachricht von „ ihrer Abreise dermaßen zugenommen, daß „ der Tod gar bald mein Loos seyn wird, „ wofern Sie nicht meiner Schwachheit „ hilfreiche Hand bieten. Alles, was ich „ verlange, ist weiter nichts, als die an-„ bethenswürdige Melinde nur noch einmal

„ zu sehen. Machen Sie mir Hoffnung,
„ daß Sie das ganze Ansehen, das Ihnen
„ Ihre Rechte als Königinn und als Freu-
„ dinn über sie geben, anwenden wollen.
„ Ich sage es Ihnen nochmals; ich ver-
„ lange sie nur ein einzigesmal zu sehen.
„ Eben habe ich mich mit meinem Herzen
„ darüber besprochen; und ich habe nun-
„ mehr die strafbare Liebe, die an diesem
„ Herzen bisher genagt hat, erstücket.
„ Melinde hat von meiner verhaßten Hitze
„ nichts mehr zu befürchten. Meine Ver-
„ nunft hat schon ihre ganze Gewalt wie-
„ der über mich gewonnen; sie räth mir zur
„ Flucht; ohne Zweifel ist es erschrecklich
„ genug, diesen Rath zu befolgen. Ich weis
„ vorher, wie schwer es meinem Herzen wer-
„ de zu stehen kommen, mich von Ihnen
„ zu trennen, es wird lange genug davon
„ bluten: aber kurz, ich ergreife diesen Ent-
„ schluß; und ich muß ihn ergreifen, wenn
„ mir die Ehre nur noch einigermaßen lieb ist.
„ Damit ist es also geschehen; und ich brau-
„ che mich nicht länger zu bedenken. Tief
„ in Mähren will ich die Schand meiner

„ Jugend vergraben. Da werden mir viel=
„ leicht meine Leidenschaften, entfernt von
„ aller Gefahr, meine Tage in Ruhe zuzu=
„ bringen verstatten. Ehe ich mich aber
„ Ihrer Freundschaft entziehe, möchte ich
„ Melinden nur noch zu Fuße fallen, möch=
„ te sie wegen meines thörichten und sträf=
„ lichen Irrthums um Vergebung bitten,
„ möchte sie ersuchen, denselben zu vergessen,
„ und sie mir die großmüthige Verzeihung des=
„ selben mündlich ankündigen hören. O! lieb=
„ ste Schwester, wolltest Du mir wohl den
„ Beystand versagen, um den ich Dich an=
„ flehe? Es steht in deiner Gewalt, mich
„ zu retten. Ach! da ich Dir lieb bin, so
„ wirst Du mir gewiß das Leben wieder
„ schenken!“ —

Berthold hatte aufgehört zu reden, und die Königinn schwieg noch immer still. Was sie gehört hatte, erfüllte sie auf einmal mit Erstaunen, mit Bekümmerniß, mit Bewunderung, mit Furcht, Ihre Seele wollte für alle diese verschiedenen Empfindungen nicht hinreichen. Endlich nimmt sie das Wort:

Wort: „O! Bruder,“ sagt sie, „Du „bist mir lieber, als mein eigen Leben! „wie ist es möglich, daß Du bis diesen „Tag so wenig Vertrauen in mich gesetzt, „und mir aus Deiner Liebe ein Geheimniß „gemacht hast? Ach! Berthold, liebst Du „Eleonoren nicht besser? Wie? Du hast „Geheimnisse vor mir gehabt, und bist vor „meinen Augen vergangen wie ein Schat„ten, ohne das Stillschweigen zu brechen? „Wie glücklich bin ich, daß ich Königinn „bin, und Melinde meine Freundinn ist! „Denn das sind doch ganz gewiß die ein„zigen Ursachen, warum Du mir Dein „Vertrauen endlich noch gegönnt hast. Un„glücklicher Jüngling! hättest du mir bey „Zeiten verstattet, in deinem Herzen zu „lesen, so würde ich Dir fein gesagt ha„ben, von meiner Freundinn darfst Du „Dir nicht versprechen, daß sie Deine „Liebe jemals erwiedern werde; sie ist viel „zu tugendhaft, als daß sie der Stimme „einer strafbaren Neigung ihr Ohr öffnen „sollte. Berthold, mein lieber Berthold, „bändige deine thörichte Leidenschaft; viel-

„ leicht hätten Dir meine Bemühungen und
„ Rathschläge diesen Sieg erleichtern kön-
„ nen. Allein so hast Du Dich besiegen
„ lassen, ohne zu kämpfen; und deine
„ Schwachheit hat diejenige von meinem
„ Hofe vertrieben, die der gröste Schmuck
„ desselben war. Dein Irrthum hat Dich
„ an den Rand des Grabes gebracht;
„ und damit Du demselben noch entgehest,
„ soll ich noch das Opfer werden, indem
„ Du Dich mir auf ewig entziehen willst.
„ Es sey darum; ich muß Dich aufgeben;
„ Dich, der mir zum süssesten Troste dienen
„ sollte. Wohlan, so geh hin; ich lasse
„ mirs gefallen, weil Deine Gemüthsruhe
„ von Deiner Flucht abhängt. Meines Bru-
„ ders Glückseligkeit ist mir lieber, als mei-
„ ne eigene. So schmerzhaft es mir ist, so
„ will ich sie doch aufopfern. — — Aber
„ solltest Du nicht weggehen können, ohne
„ Melinden zu sehen? Merkest Du denn
„ nicht, daß diese Sehnsucht ein Vorwand
„ Deiner Liebe ist, daß sie Dich täuscht,
„ daß sie Deiner Leichtgläubigkeit spottet, und
„ wenn ich eingehe, was Du von mir ver-

„ langst,

„ langst, daß dies eine neue Quaal ist, die
„ sie Dir zubereitet? „ — —

„ Ach! gnädige Frau!" rief hierauf der ungestümme Berthold aus, indem er ihr in die Rede fiel, „ ich sahe wohl, daß „ es ihnen gleichviel ist, ob ich lebe oder „ nicht. — — Gehen Sie nur hin, und „ lassen Sie mich sterben. Ich habe im= „ mer geglaubt, daß ich von Eleonoren „ geliebt würde; aber ich habe mich geirrt; „ sie verlangt meinen Tod, und hierinnen „ soll sie gar bald befriediget seyn." — — —

„ Grausamer und barbarischer Bruder," antwortet die Königinn, indem sie sich über die Hände des Prinzen herwirft. „ Es mag „ drum seyn: ich will Deinem Begehren „ Genüge thun. Ich will an Melinden „ schreiben; ich will sie nöthigen, ihre Wie= „ derkunft zu beschleunigen. Du sollst sie „ sehen; und gebe nur der Himmel, daß „ meine Gefälligkeit weder Dir, noch mei= „ ner Freundinn, noch mir selbst zum Un= „ glück gereiche!"

Schon geht der Brief ab. In demselben stattet die Königinn Melinden Bericht ab von der letzten Unterredung, die sie mit ihrem Bruder gehabt, und von dem edelmüthigen Entschluße, den er gefaßt hat, sich tief in Mähren zu wohnen zu begeben, um daselbst desto sichrer die Liebe, die ihn tyrannisirt, zu überwinden. Den zärtlichen Bitten der Freundschaft fügt sie endlich die Befehle einer gebietenden Königinn bey.

„ Binnen neun Tagen von Datum meines „ Briefs an, " schreibt sie, „ können Sie „ wieder bey Eleonoren seyn; und verliert „ sie ihren Bruder, so werden Sie ihr zum „ wenigsten ihre Freundinn wieder geben. "

Der Prinz war selbst Augenzeuge vom Abgange dieses Briefs. „ Vergieb mir, „ o! meine zärtliche Eleonore, " sagte er, „ vergiß meine ungerechte Vorwürfe. Du „ liebst mich. Ich war ein Barbar, daß „ ich daran zweifelte; und brauchte es wohl „ dieses neuen Beweises, mich davon zu „ überzeugen? "

Die

Die Hoffnung Melinden wieder zu sehen, war stärker, als die Flamme, die er jetzt noch zuweilen bestreitet; und sie hatte ihn gar bald aus jenem Stande der Mattigkeit, worein er versenket lag, wieder heraus gerissen. Einige Tage waren hinreichend für ihn, seine vorigen Kräfte wieder zu erlangen; und der ganze Hof sieht eine so geschwinde Veränderung mit Augen des Erstaunens an. Niemand konnte die Ursache davon begreifen. „ Gestern wollte der Prinz „ sterben, " sagte eins zu dem andern; „ und heute, wie wir sehen, geniesst er der „ vollkommensten Gesundheit! " Dieß ist ein Räthsel für jedermann, welches man sich nicht aufzulösen weis. Ach! wenn die Leute nur in Bertholds Herzen lesen könnten! ihre Verwunderung würde sich bald legen. Der Liebe sind dergleichen Wunderwerke eine Kleinigkeit. Denn daß der Prinz sein Herz für vollkommen geheilt achtet, ist vergebens. Die Liebe lebt in demselben noch immer; sie herrscht darinnen, und alle Kämpfe, die sie darinnen wider die Ehre und wider die Tugend aushält, vergrössern ihre Herr-

schaft sogar dann noch, wann sie dieselbe zu überwinden und zu ersticken scheinen.

An dem Morgen des Tags, auf den die Wiederkunft seiner Geliebten angesetzt war, begiebt er sich zu der Königinn, und mit der Freude, die auf seiner Stirne und in seinen Augen gemalt stehen, redet er sie an: „Wünsche mir Glück, liebste Schwester; „ich habe meine blinde Leidenschaft unwie„derruflich überwunden. Nunmehr kann „ich Melinden und allen ihren Reizungen „Troz bieten. Ich urtheile dieses aus der „Stille in meinem Herzen, besonders aus „den Kämpfen, die ich ausgehalten habe, „und aus denen ich sieghaft zurückgekom„men bin. Ich könnte sogar, hätte ich „nicht selber das Gegentheil beschlossen, „und warnte mich nicht die Klugheit, in „einen so ganz neuen Sieg noch ein Mis„trauen zu setzen; ich könnte sogar meinem „Vorhaben entsagen, mich zu entfernen; „ich könnte an Deinem Hofe noch wohl „bleiben, und mit Eleonorens Liebe „und Melindens Freundschaft vergnügt „seyn.

„ seyn. Aber ich habe es Dir, und mir
„ selbst versprochen. Ich will meinem Worte
„ getreu seyn. Meine Abreise bleibt festge-
„ setzt. Ich will meinem Verhängnisse ge-
„ horchen. Nur eine Gnade zu guter letzt
„ will ich mir von Dir ausbitten, die Du
„ mir gewähren wirst. Ich weis, da ich
„ Dich zur Vertrauten von meinem Ver-
„ brechen gemacht habe, brauchte ich mich
„ eben nicht zu schämen, daß ich vor Dei-
„ nen Augen deshalb um Vergebung bäthe;
„ es ist eine neue Schwachheit, die Du
„ Bertholden zum Vorwurfe machen kannst.
„ Er will sich vor Melinden demüthigen,
„ und ihrer Tugend auf den Knieen die
„ vollkommenste Ehrerbietung bezeugen; viel-
„ leicht möchte ein eitler Stolz dieser feyer-
„ lichen Wiederherstellung meiner Gesundheit
„ im Wege stehen. Bin ich allein und
„ ohne Zeugen, so wird meine Reue desto
„ ungehinderter ausbrechen können.“

Er sprach noch, als ein Soldat von der Leibwache Melinden anmeldete. Die Königinn sieht ihren Bruder zärtlich an.

„ Dein Wunsch soll erfüllet werden, “ sagt sie zu ihm, „ und ich will Dich mit ihr „ allein lassen; aber tritt ins Kabinet. „ Ich will meine liebe Melinde erst darauf „ vorbereiten, Dich zu sehen, und Dir zu „ vergeben; wenn es Zeit wird seyn, soll „ Dich Deine Schwester schon rufen. “

Berthold geht hinein, und Melinde tritt ins Zimmer, indem sie eilte, eben so sehr die Befehle der Königinn, als die Bitte ihrer Freundinn zu erfüllen. Sie hatte ihren Gemahl noch nicht gesprochen; ein schmerzliches Opfer, worüber sich ihr Herz betrübt; aber auch ein nothwendiges Opfer, weil ihr Rang ihr dasselb auferlegt. — —

Eleonore (denn warum sollte ich ihr den Titel Königinn zu einer Zeit beylegen, da sie selbst gutherzig genug ist, denselben zu vergessen, um den Reizungen der Freundschaft Raum zu geben?) Eleonore eilt entzückt von der lebhaftesten Freude, ihrer Freundinn entgegen, faßt sie in ihre Arme, und überhäuft sie verschwenderisch mit tausend

Lieb=

Liebkosungen, die eben so zärtlich, und eben so rein waren, wie ihr Herz.

„ Gestehen Sie es nur, " sagte sie hernach zu ihr, „ ich habe Ursache gehabt, „ mich über Sie zu beklagen. Meinem Bru„ der verzeihe ichs, daß er mir aus seiner „ Liebe ein Geheimniß gemacht hat; sie „ war sträflich, und wer hat das Herz „ Vergehen geradeweg zu bekennen? Aber „ Sie, Grausame, sollten Sie wohl den „ ängstlichen Zustand, worinn Sie Ber„ tholds hartnäckige Verfolgung versetzte, „ vor mir geheim gehalten haben? Und muß„ ten Sie mich denn meiner geliebten Me„ linde eben berauben, um ihm zu wider„ stehen? Wie unglücklich bin ich doch! „ Noch vor zween Monaten hatte ich meine „ Freude daran, daß ich mitten unter mei„ ner Freundinn und meinem Bruder leben „ konnte. Aber wie kurze Zeit hat mein „ Glück gedauert; Wie ist es verschwunden! „ Ich habe nichts gesündiget; und doch „ schlägt mich der Himmel da, wo es mir „ am wehsten thut. Ich sah meinen Bru„ der;

„ der; aber Sie hatte ich verlohren. Nun
„ sehe ich Sie wieder; aber ich soll dafür
„ meinen Bruder einbüssen. Der unglück-
„ liche Mensch! er hatte aus Ihren Augen
„ eine verbottene Liebe geschöpft, und ver-
„ langte, daß Ihr Herz an seiner Flamme
„ Theil nehmen sollte. Wie sehr war er zu
„ bedauren, ob er gleich ganz gewis straf-
„ bar war! Und was hat er nicht ausge-
„ standen! was für schwere Kämpfe hat er
„ nicht ausgehalten! Aber endlich hat er doch
„ seine Kette abgeschüttelt. Er scheut sich
„ vor sich selbst; und würde die Gegend,
„ wo ihn die Liebe verblendet hat, bereits
„ verlassen haben; aber ehe er entflieht, hat
„ er Sie noch das Geständniß seiner Reue
„ hören lassen wollen. Ich will ihn selbst
„ rufen; er wird sogleich da seyn. Kün-
„ digen Sie ihm doch mündlich Ihre Ver-
„ zeihung an.“

Während dieser unschuldigen Unterre-dung öffnete der ungestümme Berthold sein Ohr den Rathschlägen der strafbarsten Ver-wägenheit. Die Liebe fand sich in seinem Her-

Herzen viel gewaltsamer, als jemals, wieder ein; sie verzehrte ihn mit allen ihren Flammen, und berauschte ihn mit ihrem Gift. Seine Einbildungskraft vergrössert in seinen Augen Melindens Reizungen, wenn anders die Einbildungskraft über die Gränzen der Wahrheit hinaus gehen kann. Sie stellt ihm die ewige Langeweile vor, die ihn, fern von dieser Schönheit, unaufhörlich verfolgen wird. „Wie? " sagte sein Herz zu ihm, „Du willst Dich auf ewig „ entfernen, und deine Liebe hat noch keine „ Belohnung erhalten! Ganz gewiß ist die „ wahre Liebe ehrerbietig; aber nur alsdann, „ wann ihr mit keiner Verachtung begegnet „ wird, wann sie das Ende ihrer Seufzer „ vorher sehen kann."

Aus diesem Tone vernünftelte Berthold bey sich selbst; und war schon in der Begierde strafbar, als ihn die Königinn rief, und gleich darauf weggieng.

Da er die Stimme seiner Schwester hört, geräth er in Unruhe. Welcher Mensch ist wohl

wohl jemals bey der Annäherung zum Verbrechen ruhig gewesen? Unterdessen tritt er ins Zimmer, und der Anblick von Melinden vergrössert die Unruhe seines Herzens. Ein Zittern überfällt ihn, und läuft ihm durch alle Glieder. Niemals hatte die Gegenwart seiner Geliebten noch eine so mächtige Wirkung auf diesen unglücklichen Liebhaber gethan. Er fällt der Fürstinn zu Füssen, hat aber ganz vergessen, daß ihn die Reue zu dieser Demüthigung bringen sollte, und erkühnt sich, die Belohnung seiner Liebe von ihr zu fordern.

Melinden, die vor Erstaunen ganz ausser sich geräth, und vor Furcht ganz blaß wird, kann kaum glauben, was sie diesen Augenblick hört. Sie sieht ihn an, sieht die Augen des Prinzens von einem Feuer entzündet, welches das Feuer verräth, das in seinem Herzen lodert, und stößt ihn zurücke. Die Tugend verlieh ihr Kräfte. Allein Berthold wird durch den Widerstand, den sie ihm entgegen setzt, erhitzet, und beträgt sich desto ungestümmer. Weder Me-

lindens Klagen, noch ihre Thränen sind vermögend, bey diesem rasenden Liebhaber etwas auszurichten; er treibt es bis zur ungezähmtesten Unbändigkeit, und erneuert mit einem Wort, als ein neuer Tarquin, an Melinden das Unglück einer Lucretia.

Der Ort, wo dieser abscheuliche Auftritt vorfiel, war ein abgelegenes Zimmer des Palastes, wovon der Prinz die geheimste Ausgänge kannte. Durch einen solchen geheimen Ausgang entreißt er sich den Augen seines unglücklichen Schlachtopfers; und da sich in eben dem Augenblicke die ganze Abscheulichkeit seines Frevels seinem Gemüth in Flammenzügen vormalt, wird er sich selber verhaßt, scheut sich vor jedes Menschen Anblick, und entfernt sich mit schnellen Schritten von einem Hofe, wo er sich mit Schande bedecket sieht, indem er nichts auf seiner Flucht mit sich nimmt, als seine Verbrechen und seine Gewissensbisse.

Unterdessen saß Melinde, in finstre Verzweiflung versenkt, vor Niedergeschlagenheit

starr,

starr, und ohne Bewegung, und hatte nicht das Herz, auf sich selbst die Augen aufzuschlagen. Bald war sie blaß, bald war ihr Gesicht von Zorn entflammt; und wußte nicht, zu was für einem Entschluße sie greifen sollte. Soll sie ein Ort verlassen, dessen Anblick sie an die tödtliche Beschimpfung erinnern muß, die ihr widerfahren ist? Aber so dünkt ihr, wenn sie sich entfernt, werde sie ihre Schändung auf ihrer Stirne tragen, und dieselbe jedermanns Augen blos stellen. Soll sie die Wiederkunft der Nacht in diesem entlegenen Kabinet abwarten? Aber so wird die Königinn, die sie bey Bertholdens Verbrechen für eine Mitverschworne hält, bald wieder erscheinen; und den Anblick einer so treulosen Freundinn auszuhalten, würde für sie abscheulich seyn.

Nachdem sie eine lange Weile zwischen diesen verschiedenen Entschliessungen wie getheilt gewesen ist, macht sie einen Versuch, sich selbst Gewalt anzuthun, steht auf, legt ihr Gesicht in die Falten, und verbirgt unter dem Schleyer der Gelassenheit den tiefen

Schmerz,

Schmerz, der an ihrem Herzen nagt. Sie tritt heraus, wandert durch den weiten Raum von Eleonorens Wohnung hin, und befindet sich blaß und zitternd schon in des Bancbanus Palaste.

Der Anblick ihres Gemahls droht ihr eine neue Marter. Soll sie ihm den schrecklichen Schimpf, der seinem Ehebette wiederfahren ist, entdecken? Oder soll sie denselben in einem ewigen Stillschweigen begraben? — — Indem sie noch so mit sich selbst zu Rathe geht, oder vielmehr, indem ihr beunruhigtes Herz ihr beinahe noch immer den Gebrauch der Vernunft entreißt, verfügt sich Bancbanus, weil man ihm die Nachricht von der Wiederkunft einer Gemahlinn, die er anbethet, gebracht hat, zu ihr nach Hause, und eilt ihr in die Arme.

„ Halten Sie ein, Bancbanus, " sagt sie, indem sie ihn zurücke stößt und das Gesicht wegwendet, „ halten Sie ein — —

„ Nein, Melinde ist einer so freudigen Be-
„ willkommung nicht mehr werth. Hüten

„ Sie Sich, Ihre Liebkosungen zu entwei-
„ hen; die Ehre Ihres Ehebettes ist be-
„ flecket. — “ Damit schweigt sie, und die Thränen stürzen ihr stromweis aus den Augen.

Bey diesem Geständniße, das sie wider ihren eigenen Willen laut gethan hat, bleibt ihr Gemahl vor Entsetzen und Erstaunen starr und eiskalt stehen, und erwiedert mit stockender Stimme: „ Nun Madame, so
„ reden Sie, und erklären Sie Sich deut-
„ licher. Was? die Ehre meines Ehebettes
„ ist geschändet, und Sie selbst kündigen
„ mir dieses an? “ — Mit den Worten bricht er wiederum ab, indem er die Antwort schon scheuet, die sie ihn hören lassen wird. —

In dieser Verfaßung bleiben sie alle beyde eine gute Weile stillschweigend stehen. Melinde, die sich gezwungen sieht, das Geständniß, das sie einmal angefangen hat, fortzusetzen, weil ihr die Hochachtung ihres Gemahls immer noch theuer ist, stößt endlich einen tiefen Seufzer aus, hebt Augen und

Hände

Hände zum Himmel auf, und sagt: „Was „habe ich gesagt, ich Unglückliche! und was „für Abscheulichkeiten sehe ich mich gedrungen, „Ihnen zu erzählen! O! warum ist mir nicht „die Zunge auf ewig im Munde gelähmt „geblieben! — — Sie sehen mich mit „zornigen Blicken an, Bancbanus! „Sollten Sie mich wohl für straf„bar halten? Mein Herz ist unschuldig, „Dank sey es dem Himmel! Berthold „hatte sich in mich verliebet. Ich trug Sorge, „Ihnen aus seiner Narrheit ein Geheimniß „zu machen, weil ich nicht gern Ihre Ge„müthsruhe stören wollte. Um aber der ver„haßten Verfolgung des Prinzen auszuwei„chen, habe ich, aus Treue gegen meinen „Gemahl, einen Vorwand ausgedacht, mich „zu entfernen. Meine Abwesenheit hat den „rasenden Berthold in eine Krankheit, und „in dieser an Rand des Grabes gebracht. „Die Königinn, die wohl noch strafbarer „seyn mag, als er, hat Bitten und Befehle „angewendet, mich wieder nach Hofe zu be„rufen. Da ist ihr eigenhändiger Brief, „den ich zu mir gesteckt habe. Lesen Sie

„ihn, Bancbanus; und sehen Sie, ob es „Melinden möglich war, dem Schimpfe, „den man ihr zugedacht hatte, zu entge„hen?“ — —

Indem der Minister Eleonorens Brief mit den Augen durchlauft, wirft sich die unglückliche Melinde wieder in ihren Lehnstuhl, bedeckt sich das Gesicht mit den Händen, die sie mit Thränen befeuchtet, und wartet in der Unruh ihres Herzens ab, wie ihr Gemahl das Stillschweigen wiederum brechen werde.

Der Brief, den er nunmehr gelesen hat, vergrössert seine Bläße und seine Unruh. Er scheut sich die Fürstinn auszufragen, und den Abgrund von Unglücke, den er vor seinen Augen schon eröffnet sieht, von Grund auszuforschen; und doch ist ihm daran gelegen, alle Umstände von diesem abscheulichen Geheimniße zu wissen. „Nun, Madame,“ fuhr er zitternd fort; „Geben Sie mir nur „Ihren Bericht vollends! Der Brief sagt „mir wohl deutlich genug, daß Sie recht„mäßige

„ mäßige Ursachen gehabt haben, wieder zu
„ kommen; aber daß ich beleidiget seyn soll-
„ te, lese ich nicht darinnen, " — — —

„ Ach Banchanùs, " erwiedert sie mit Eilfertigkeit, „ ich wollte, daß Sie mir
„ die Beschämung ersparen könnten, es Ih-
„ nen zu sagen. — — Ich komme in dem
„ Palast der Königinn an, und eben be-
„ fand sie sich in dem Innern ihres Kabi-
„ nets mit Bertholden allein. In treulo-
„ ser Freundschaft bewillkommt sie mich mit
„ entzückungsvollen Ausbrüchen der Freude,
„ bald darauf — — Gütiger Himmel,
„ warum kann ich es nicht vor Ihnen ver-
„ schweigen? bald darauf giebt sie mich
„ Bertholds unbändigen Unternehmungen
„ Preis. "

Ueber diesen abscheulichen Bericht bleibt der Minister, der vor Verdruß und Zorn ganz außer sich geräth, eine Zeitlang unbeweglich sitzen. Seine gerechte Wuth geht mit keinem geringern Anschlage schwanger, als mit dem Tode des Thäters. Diesen Vor-

Vorsatz der Rache setzt er sich fest vor ins Werk zu richten. „Ja,“ ruft er aus, „indem ihm die Augen vor Zorne funkeln, „er soll von meinen Händen sterben: sein „Blut allein kann den Schimpf auswa„schen, den er meiner Ehre und meinem „Bette zugefügt hat. — — Berthold „ist das die ewige Dankbegierde, die du „mir zugeschworen hast? Ich habe dir wie„der zur Freyheit und zum Genuße des „Lebens verholfen; und du wendest diese „doppelte Wohlthat an, deinem Wohlthä„ter meuchelmörderischer Weise das Leben „zum Gifte zu machen? Aber warte nur, „du Ungeheuer, ich will dir bald weisen, „wie ich Undankbare bestrafe. — — Und „du, deren gleißnerische Tugenden uns so „lange die Augen verkleistert haben, ehr„und treulose Königinn, komm, und sey „Zeuginn von dem Tode deines Bruders; „komm, und sich diesen lieben Bruder un„ter meinen Händen sterben; und wenn dir „auch sein Blut selbst ins Gesicht spritzen „sollte!“

Darauf

Darauf wendet er sich zu seiner Gemahlin. „ Reisen Sie, Madame! gerades „ Weges, reisen Sie wieder in die Einsam„ keit, wo sie hergekommen sind. Ihre Ge„ genwart hier, würde mir bey der Aus„ führung meiner Rache nur im Wege seyn. „ Ich werde Ihnen heute noch nachkommen; „ und dann wollen wir zusammen zum Kö„ nig reisen, und ihm unsre Schande „ und unsre Rache persönlich berichten. „ Wenn er will, mag er alsdann meinen „ Tod befehlen. "

In diesem ersten Augenblick ihrer Schande sieht **Melinde** die Gefahr nicht ein, in die sich ihr Gemahl stürzen will. Die Ehre liegt ihr noch näher am Herzen, als die Liebe; und deswegen billigt sie die Rache, womit diese beleidigte Ehre schwanger geht. Der Minister, dem ihr Unglück Sie nur noch werther zu machen scheint, giebt ihr eine zärtliche Umarmung, hilft ihr in den Wagen, läßt sie abreisen; und schon ist sie von der Hauptstadt entfernet.

Unterdessen wußte die Königinn nicht das mindeste von den unseligen Folgen, welche die unbesonnene Gefälligkeit gegen ihren unbändigen Bruder nach sich gezogen hatte. Mitten unter einer zahlreichen Versammlung von Hofleuten hatte sie schon geraume Zeit drauf gewartet; daß ihr Bruder und ihre Freundinn, beyde versöhnt, wieder zu ihr kommen sollten. Mit einmal kömmt jemand, und meldet ihr, „man habe Bertholden „ allein und ohne Bediente weggehen sehn; „ er sey ganz blaß, unruhig, und wie von „ einer tödtlichen Verzweiflung besessen ge„ wesen, und habe ausgerufen: bringet der „ Königinn meinen letzten Gruß, und saget „ ihr, ich gienge hin, den Tod zu suchen. "

Der Bericht von diesem unerwarteten Vorfall hatte in Eleonorens Herzen die größte Unruhe erreget, und sie veranlasset zu fragen, „ ob denn Melinde nicht mehr im Pallast wäre! "

Sobald man ihr nun Nachricht brachte, daß sich ihre Freundinn zu ihrem Gemahl

bege-

begeben hätte, schickte sie sogleich einen Edelmann hin, mit dem Auftrage, sie wieder nach Hofe zu holen.

Der Edelmann langte eben in dem Palast des Ministers an, als der Wagen, worinnen sich Melinde eingesperrt hatte, vor der Thür abgegangen war. Weil er also noch ein Augenzeuge von ihrer Abreise ist, geht er augenblicklich zur Königinn zurück, und bringt ihr die unangenehme Nachricht von dieser eilfertigen Flucht.

Ganz erstaunt, und betäubt von allem, was sie hört, spricht sie: „rufet mir doch „den Minister; er wird mir vielleicht den „Knoten von dieser doppelten Flucht auf„lösen können.“

Der Edelmann geht sporenstreichs wieder nach des Ministers Palast, und die Königinn wartet mit Aengsten auf seine Zurückkunft.

Allein Banchanus hatte sich indessen mit einem Dolche versehen, und war bereits

fort aus seinem Palast. Er suchte den Prinzen, mit dem Vorsatz, ihm das Herz zu durchboren. " Mag doch „ sagt er bey sich „ selbst, mag doch die Nachwelt von meiner Rache fällen, was für ein Urtheil sie „ will. Ich werde vielleicht, wenn sie es „ meint, ein schändlicher Meuchelmörder „ seyn; aber zum wenigsten will ich doch „ keinen ehrlosen Ehemann abgeben. "

Indem er noch auf diese Weise seiner ganzen Wuth nachhängt, bekömmt er die Nachricht, daß ihm der Thäter eben aus dem Wege gegangen ist. Voller Verzweiflung und Wuth, daß er sein Schlachtopfer verfehlet hat, geht er fort. Der Zorn, der sein Herz zerreißt, steht in seinen Blicken gemalt, als er mit einmal seine Schritte nach dem Zimmer der Königinn richtet. „ So mag denn Berthold, " denkt er, „ die Flucht seiner Freyheit in Ruhe genies„ sen. Meinethalben mag er leben bleiben, „ wann ich ihm das Leben nicht entreissen „ kann. Aber ist Eleonore nicht eben so „ strafbar? Wohl, so soll sie meiner Ehre, „ meiner Rache zum Opfer fallen. "

Voll von diesem entsetzlichen Vorhaben, wird er zur Königinn hinein geführt. Die wilde Mine, die auf seinem Gesicht herrscht, das Zittern, wovon sein ganzer Leib erschüttert wird, machen, daß Eleonoren und und ihrer ganzen Hofstatt vor Erstaunen Furcht die Haut schaudert.

„ Was fehlt Ihnen, Fürst? " fragt ihn die Königinn; „ warum sind Sie so „ aufgebracht? und wo sind mein Bruder „ und Melinde geblieben? "

„ Eben davon will ich Ihnen Bericht „ abstatten, gnädigste Frau, " antwortet der Minister mit zitternder Stimme; „ haben „ Sie nur die Gnade, und geben Sie mir „ auf einen Augenblick geheime Audienz. "

Sie begiebt sich hierauf mit ihm in ein benachbartes Kabinet; aber kaum sind sie da hinein getreten, so kann sich der Minister nicht weiter mäßigen, und sagt zu ihr: „ Verrätherinn, Du hast meine und meiner „ Gemahlinn Ehre der viehischen Geilheit

„ Dei-

„ Deines Bruders preis gegeben. Da, „ nimm hin den Lohn für Deine Frevelthat. " Mit den Worten zieht er den Dolch, und stößt ihr denselben mit nur gar zu sicherm Arme bis ans Heft in die Brust.

Das Blut, das aus der Wunde spritzt, netzt des Ministers Arm und Kleider; Er aber geht, stolz auf seine Mordthat, aus dem Kabinet heraus, zeigt sich über und über triefend von Blute vor den Augen der ganzen Hofstatt, hält den Dolch, der ihm nur gar zu treue Dienste geleistet hat, in die Höhe, und sagt mit erschrecklicher Stimme: „ Die Königinn giebt ihren Geist auf, „ und ich habe sie umgebracht, ja ich, ich „ selber. — — Die Haut schaudert Ihnen, „ meine Herren und Damen; wohl, da Sie „ ihre Strafe gehört haben, so hören Sie „ nun auch ihr Verbrechen. Hier, in ihrem „ eigenen Palast, hat die Verrätherinn „ heute des Tages meine Gemahlinn Ber„ tholds viehischer Geilheit preis gegeben. „ Der Thäter selbst ist meiner Rache aus „ dem Wege gegangen. Ein Opfer mußte

„ich

„ ich haben; und aus gerechter Rachgier
„ habe ich die Königinn dazu erwählet;
„ denn sie hat mehr Schuld, als ihr Bru-
„ der. "

Indem er dies sagt, geht er stolz und entschlossen nach der Thüre zu; und es mochte nun Erstaunen oder Ehrerbietung seyn, was die Anwesenden zurück hielt, so hielten sie ihn so wenig auf, daß sie ihm vielmehr den Weg frey und offen machten. „ Ich „ reise, " sagte er noch an der Thüre des Versammlungszimmers, „ ich reise nach „ Konstantinopel, wo der König bald hin- „ kommen wird. Ich werde eilen, ihm die- „ se blutige Katastrophe selbst zu eröffnen. „ Will mir jemand von denen, die ich bis- „ her für meine Freunde gehalten habe, „ Gesellschaft leisten, so kann er es thun, „ er wird mir dadurch einen wichtigen Be- „ weis von seiner Freundschaft geben. "

Mit diesen Worten gieng er aus dem Palast, und drey der vornehmsten Herren am Hofe geben ihm das Geleite. Sie setzen

sich

sich bey des Banchanus Palast zu Pferde, und nehmen miteinander eben den Weg, auf welchem Melinde schon voraus ist, und der sie nach dem Hafen Venedigs bringen soll.

Unterdessen drängten sich die Hofleute haufenweise nach dem Kabinet, wo Eleonorens Leiche in ihrem Blute schwamm. Jedermanns Augen sind auf diese unglückliche Prinzessinn geheftet, und ein jeder fragt den andern, wie es möglich ist, daß eine so tugendhafte Königinn hat in das Verbrechen fallen können, das ihren Tod veranlasset hat.

Die Nachricht davon breitet sich gar bald in der ganzen Hauptstadt aus; und jeder Bürger läuft nach dem Palast, um noch den letzten Blick auf den entseelten Leichnam seiner gewesenen Beherrscherinn zu thun.

Schon ist das Leichengepränge in Bereitschaft, und tritt den Weg nach dem Ort an, der zum Begräbnisse der Könige bestimmet

met ist. Dieser ehrwürdige Tempel steht etliche Meilen weit von der Hauptstadt am Eingang eines weitläuftigen Waldes, worinnen Berthold aus Verzweiflung mit seinen Gewissensbissen jetzt herum schwärmte. Wie von einer unsichtbaren Gewalt aufgehalten in diesem Walde, suchte er sich schon seit zween Tagen aus demselben zu entfernen; aber ich weis nicht, was für eine Zauberey, die stärker war, als sein Wille, ihn unaufhörlich in denselben zurück bringt. Schrecklicher Gott, „ seufzt er, " „ wie schwer liegt „ deine Hand auf meinem strafbaren Haupte! „ Wie wohl weißt du die Tugend zu rächen, „ wenn du das Laster den Vorwürfen des „ Gewissens preis giebst! Diese Vorwürfe „ meines Gewissens — — wie verfolgen sie „ mich! wie zerreissen sie mein Herz! — „ Und was kann ich thun, mich von ihnen „ zu befreyen? Wie, gerechter Himmel! „ Dies ist also das Schicksal, zu dem ich „ versehen bin? Immer muß ich mich straf„ bar machen, um meine strafbare Thaten „ immer ohne Nutzen zu bereuen? O! wer „ wird mich doch von mir selbst erlösen?

„ Ich

„ Ich selbst bin mein eigner grausamster Feind.
„ O Tod, hilfreicher Tod! dich flehe ich an.
„ Komm aus Gnaden; komm, und mache
„ mich frey von der Last des Lebens! Doch
„ nein, du wirst nicht kommen. Noch
„ habe ich den Zorn des Himmels nicht
„ versöhnet. Wohlan dann, so muß ich
„ immer an der Kette, die mich erdrückt,
„ fortziehen. So mag dann meine entflammte
„ Einbildungskraft immerfort meinen Augen
„ das Gemälde von meinem Leben vorstellen!
„ So mag ich dann die Namen Andreas,
„ Eleonore, Bancbanus und Melinde im-
„ merfort vor meinen Ohren erschallen hören!
„ schrecklich ist diese Strafe unstreitig; aber
„ ich habe sie wohl verdienet. Ein aufrüh-
„ rischer Unterthan, ein treuloser Bruder,
„ ein undankbarer Freund, ein schändlicher
„ Ehebrecher! Ursachen genug, dem Him-
„ mel, den Menschen, und mir selbst ein
„ Abscheu zu seyn. "

Aus diesem Tone klagte Berthold, indem ihn ein nagender Kummer verfolgte. Jetzt hält er inne und schweigt. Die Nacht

fieng

fieng an, herein zu brechen. Alles um ihn herum war stille und Einöde. „O! wenn „ich doch die Süßigkeiten des Schlummers „genieſſen könnte!“ fängt er wieder an, „ohne Zweifel würde der sanfte Schlaf „mein gar zu sehr beunruhigtes Blut in „Ruhe wiegen. O! Schlaf, komm und „schleuß mir die Augenlieder,“ und damit streckt er sich auf den weichen Rasen hin.

Gleich darauf steht er mit einmal auf, und ruft aus: „Nein, ich kann keine Ruhe „haben; der Schlaf ist nicht für den Uebel„thäter gemacht. Gerechter Gott, der Ge„wissensbisse, denen du ihn übergiebst, sind „zu viel! — — Aber wie? werde ich „nimmer vermögend seyn, deinen Zorn zu „stillen? Werden mein Geschrey und meine „Thränen nimmermehr deine Gerechtigkeit „erweichen? zum wenigsten will ichs ver„suchen; und ich erkühne mich so gar, es „zu hoffen. Schon dieser Gedanke mindert „die Bitterkeit meines Schmerzens. Der „Uebelthäter, sagt man, findet dich gnä-

„ diger, wenn er dich in deinem Tempel an-
„ fleht. Steht doch ein Tempel nicht fern
„ von diesem Wald. Ich will mich in
„ denselben begeben; aber es ist Nacht.
„ Ich werde ihn verschlossen finden. — —
„ Was schadets? — — Ich muß mich
„ zu demselben hinschleppen. — — Ists
„ nicht genug, daß ich mich auf die Schwelle
„ seiner Thore hinstrecken, und da weinen
„ kann? O! ganz gewiß würde meine Ge-
„ genwart die Reinigkeit deines Heiligthums
„ beflecken! "

Hierauf geht er schaudernd auf einem ziemlich krummen Fußsteige nach dieser heiligen Freystatt zu. Er nähert sich dem Tempel, den der Wald noch seinen Augen entzieht. Mit einmal werden seine Augen von einem bleichen Licht erschrecket, das von der Erde in die Lüfte empor steigt. Sein Ohr wird von klagenvollen Trauergesängen gerührt. „ Schreckende Erscheinungen! " ruft er aus, „ höret auf, mich zu verfolgen.
„ Gespenster! weichet zurücke. Lasset mich
„ wenigstens einen Augenblick Odem holen!
„ ich

„ ich eile, meinem Gott zu Fuße zu fallen.“ Mit den Worten tritt er aus dem Wald heraus, und langt bey dem Tempel an.

Das Trauergefolge, das Eleonorens Leichnam begleitet hatte, war eben angelangt. Man hatte den Sarg vor dem großen Thore des Tempels niedergesetzt, und die Priester sprachen über ihn die geheiligten Worte. Bey diesem traurigen Anblicke bleibt Berthold stumm und in finsterer Bestürzung stehen. Diese Todtengesänge, diese bleichen Fackeln, diese mit Trauerkleidern angethanen Bedienten drücken seiner Seele ein neues Schrecken, eine fürchterliche Ahndung ein.

Er tritt zu einem Greise, den die Liebe zu seiner Beherrscherinn bewogen hatte, diese schmerzhafte Zeremonie zu begleiten. „Alter „Vater,“ redet er ihn mit zitternder Stimme an, „saget mir, ich bitte Euch, „wer ist denn der große Mann, dessen Asche „man mit einem Platz unter den Gräbern „unsrer Könige beehrt? “ — —

„ Ey wie? “ ist des Greises Antwort, „ ist es möglich, daß Ihr bey uns so un= „ bekannt seyd, und Hungarns Unglück noch „ nicht wisset? Höret, mein Sohn, und „ merkets Euch, was für Unglücksfälle die „ Menschen durch heftige Leidenschaften an= „ richten. Der Bruder unsrer Königinn „ hatte sich in des Regenten Gemahlinn „ verliebet. Die Königinn hat ihm, wie „ die Leute sagen, aus unverantwortlicher „ Liebe zu ihrem Bruder, diese tugendhafte „ Frau preis gegeben; und da der Minister „ den Frevel des Prinzen erfahren hat “ — —

„ Hat er sich selbst ums Leben gebracht? “ erwiedert Berthold hitzig.

„ Nein, mein Sohn; er hat die Kö= „ niginn ermordet, und das ist ihr Leichnam. “

Auf diese Worte stößt der Prinz alles auf die Seiten, was ihm im Wege ist, springt mitten unter die Versammlung hin= ein, und ruft aus: „ Da ist er, da ist „ der Mörder der Königinn. Ich bin es;

„ Ver=

„ Berthold ists; " und mit den Worten läuft er auf den Sarg zu, stürzt darüber her, umarmt ihn mit der größten Heftigkeit, und klagt: „ O! meine Schwester, „ o! meine liebe Schwester! du bist todt, „ und dein Bruder hat dich ums Leben gebracht. O! wer wird mir meine Schwester wieder geben? Gebet mir meine Schwester wieder. " Und so bleibt er ohne Bewegung über dem Sarge liegen.

Das Volk, der Hof, und selbst die Priester vergoßen Thränen während dieses schrecklichen Auftritts. Aber so bald der Prinz, wie leblos, liegen geblieben war, machte man sich diesen Augenblick, den ihm seine heftigen Bekümmernisse ließen, zu nutze, und brachte ihn unter ein benachbartes Dach, wo ihm durch die Bemühungen seiner Edelleute, die dem Leichenbegängniße der Königinn beygewohnet hatten, endlich wieder zum Gebrauche seiner Sinnen verholfen wurde, den er aber blos wieder bekam, um aufs neue in seinen vorigen Kummer, und in die vorherigen Gewissensvorwürfe zu fallen.

Unaufhörlich ruft er Eleonoren, und unaufhörlich macht er sich Vorwürfe wegen ihres Todes. Er spricht davon, daß er nach dem Bancbanus gehen, und sich von ihm gerade so einen Dolchstoß ausbitten will, wie derjenige gewesen ist, mit dem er die Königinn erstochen hatte.

„Ich hatte es verdienet," sagt er, „ich allein war straffällig".

Man berichtet ihm, „der Minister hätte „mit seiner Gemahlinn den Weg nach „Venedig genommen, um sich zu dem Kö„nige nach Konstantinopel zu begeben." Von Stund an faßt er den Entschluß, dem Bancbanus auf dem Fuße zu folgen, und ihm einen Zweykampf anzubieten, worinnen er von eben den Händen sterben könnte, die Eleonoren umgebracht hatten.

Bey diesem Vorsatze bleibt er stehen, und von selbigen Augenblick an, befiehlt er dem getreusten unter seinen Edelleuten, ihm zu folgen. Sie rüsten sich beyde zur Reise, stei=

steigen zu Pferde, und treten ihren eiligen Ritt an.

Sie langen in Venedig an. Hier sagt man Ihnen, „Bancbanus habe etliche Tage lang auf günstigen Wind warten müssen, und sey endlich nach Konstantinopel abgesegelt, aber es liege noch ein anderes Schiff auf der Rhede, das bestimmet wäre, den nemlichen Weg, wie des Ministers Schiff, zu nehmen, und das eben im Begriffe stünde, die Anker zu lichten.“

Auf diesem geht er mit seinem getreuen Begleiter an Bord. Nach einer zwanzigtägigen beglückten Reise, während deren nichts vermögend gewesen war, die Bekümmernisse des strafbaren Prinzen zu beruhigen, laufen beyde Schiffe in einerley Augenblick im Hafen vor Konstantinopel ein.

Kaum sind sie vom Schiff ans Land gestiegen, so spricht Berthold zu seinem Gesellschaftskavalier: „Freund, laß das Visir von deinem Helm nieder, gehe zum

„ Bancbanus, zieh ihn auf die Seite,
„ und sage zu ihm, es erwarte ihn am
„ Eingange des Gehölzes, das sich hier zur
„ rechten Hand ausbreitet, ein Ritter, der
„ sich mit ihm schlagen müße. Hüte dich
„ aber, daß du ihm meinen Namen nicht
„ sagest, und bedenke, da du selbst den Ti=
„ tel eines Ritters verdienen willst, daß du
„ ihn nicht verdienen kannst, wenn du die
„ Treue gegen deinen Herrn brichst. “

Der Edelmann gehorcht wider seinen Willen, entfernt sich, tritt dem Minister unter die Augen, und kündigt ihm, ohne sich weiter zu erkennen zu geben, des Prin=zen Ausforderung an. Bancbanus nimmt die Ausfoderung an, und macht sich gefaßt, auf dem benannten Platze zu erscheinen.

Berthold erwartete ihn daselbst. „ Es
„ ist also das Ende meines Lebens! “ sagte
er bey sich selbst, „ hier soll ich den Lohn
„ für meine Frevelthaten empfangen. Ach!
„ Bancbanus, wenn deine gerechte Rach=
„ gier nach meinem Blute durstet, so will
„ ich

„ ich dir das Vergnügen gönnen, es zu ver-
„ gieſſen. Ich bringe Dir ſelber das Opfer,
„ das du ſchlachten ſollſt. Käme ich dir
„ jetzt vor Augen, da deine Seele von Er-
„ mordung der Königinn noch erſchüttert,
„ und deine Rache geſättigt ſeyn muß, ſo
„ würdeſt du mir, da ich doch keiner Ver-
„ zeihung werth bin, vielleicht vergeben.
„ Aber ſo habe ich Mittel gefunden, dem
„ Tode, den ich verdiene, nicht zu entgehen.“
Kaum hatte er ausgeredet, ſo erſchien der Miniſter.

Bey dem Anblicke des Bancbanus wird Berthold von der Unruhe befallen, die der Uebelthäter bey dem Anblicke ſeines Verbrechens empfindet, greift mit zitternder Hand nach ſeinem Degen, und ruft aus: „Vertheidige dich Ritter;“ und ſchon durch-kreuzen einander die beyden Degen, und ſtoſſen zuſammen. Weil Berthold entſchloſſen iſt, das Ende ſeines Lebens in dieſem Zwey-kampfe zu finden, ſo giebt er den Stöſſen ſeines Gegners Blöße, und parirt dieſelbe nur ſchwach aus. Schon iſt er mit Wun-

den bedecket, endlich bekömmt er den tödtlichen Stoß: denn weil er keinen Panzer an hat, stößt ihm der Minister seinen Degen in den Leib. Der unglückliche Prinz fällt, und badet sich in seinem Blut, und sein Feind, weil er ihn des Lebens beraubet zu haben glaubt, geht seiner Wege, und kehrt mit großen Schritten zu seiner Gemahlinn zurück, indem er sich ungeduldig sehnt, vor seinem Könige zu erscheinen.

Er langt in dem Palast an, den der Monarch bewohnt, indem er die unglückliche Melinde an der Hand führt, die sich hier gezwungen sieht, die Beschimpfung, welche ihr wiederfahren ist, öffentlich zu gestehen, und die sich, bleich und entstellt, alle Mühe giebt, ihr Gesicht zu verbergen, und die Thränen, die ihr aus den Augen entschlüpfen, zu hemmen.

Man führt sie beyde zu den Füssen des Monarchen hinein, und Bancbanus redet ihn mit einer Unerschrockenheit an, die nie ihres gleichen gehabt hat. „Mein König,

„ich,

„ ich bringe meine Gemahlinn hierher, und
„ bringe sie her, als eine Person, die von
„ Ihrem Schwager entehret worden ist.
„ Eleonore hat sie Bertholden preis gege-
„ ben. Der Prinz hat die Flucht genom-
„ men, und ich bin daher nicht im Stande
„ gewesen, meine Rache an ihm zu nehmen.
„ Allein da Sie mir bey Ihrer Abreise
„ aus Hungarn insbesondere anbefohlen ha-
„ ben, daß ich ohne Ansehen des Rangs
„ oder des Stands allen Ihren Unterthа-
„ nen aufs genaueste Recht schaffen sollte, so
„ habe ich es auch mir geschafft. Ich habe
„ die Königinn getödtet, und es sey fern
„ von mir, daß ich meine Sicherheit in
„ einer unanständigen Flucht suchen sollte.
„ Nein ich bringe Ihnen meinen Kopf selbst
„ her. Gebiethen Sie über mein Leben nach
„ Ihrem Gefallen. “

Andreas, der auf einmal sowohl über Eleonorens Tod, als über Bertholds Ver-brechen, sowohl über Melindens Unglück, als über die edle Dreistigkeit des Ministers stutzt, Andreas zweifelt eine geraume Weile

an

an dem, was ihm sein redlicher Minister vorträgt. Er mochte gern reden, und kann seine Stimme nicht laut machen. So viel unerwartete Schläge hinter einander haben ihm den Gebrauch der Stimme ganz benommen. Endlich schickt er sich an, zu antworten, als vor seinen Augen, durch Soldaten von der Leibwache getragen, ein Kriegsmann erscheint, der über und über mit Blute besudelt, nur mit Mühe noch Odem holt, und mit dem Tode zu ringen scheint.

Bey diesem Anblicke gerathen der König, und seine ganze Hofstatt in neue Bestürzung; aber der Sterbende erhebt seine geschwächte Stimme. „O! König," sagt er, „öffnen „Sie die Augen, und erkennen Sie Ber„tholden."

Ueber diese Worte sieht ihn die ganze Versammlung mit noch größerer Aufmerksamkeit an, erkennt den Prinzen, und schaudert vor Entsetzen. Indessen fährt er fort! „Ich habe die Tugend beleidiget, und die

„Ehre

„ Ehre von ein Paar würdigen Eheleuten
„ beflecket. Mein Verbrechen ist abscheulich;
„ aber es war ganz allein mein eigen Ver-
„ brechen. Die Königinn hat dabey keine
„ Schuld gehabt. Man hat das zwar glau-
„ ben können, und hat es auch wohl glau-
„ ben müssen; alle Umstände schienen wider
„ sie zu seyn: doch sie war unschuldig.
„ Dies ist die Wahrheit. Ich sterbe, und
„ zwar von den Händen des Bancbanus.
„ Ich bin ihm auf seiner Reise auf dem
„ Fuße gefolgt; ich habe ihn, ohne mich
„ ihm zu erkennen zu geben, und von ihm
„ erkannt zu werden, zu einem Zweykampf
„ heraus gefodert, und er hat mir einen
„ tödtlichen Stich beygebracht. Ich habe
„ ihm das Vergnügen gönnen wollen, sich
„ an seinem verhaßten Feinde zu rächen;
„ und mir selbst wollte ich die Schreckniße
„ eines noch längern Lebens ersparen. Der
„ Stich, mit dem er mich durchstossen hat,
„ läßt mich noch einige Augenblicke leben.
„ Diese habe ich mir zu Nutze gemacht,
„ um mir eine Gnade auszubitten, deren
„ ich freylich nicht werth bin. Ich sterbe

„ vergnügt, wenn Sie, gnädigster Herr,
„ Ihr Minister und dessen Gemahlinn, die
„ leider! auf eine schmähliche Weise von
„ mir beleidiget worden ist, wenn Sie,
„ sage ich, die Gnade haben, mir alle mei-
„ ne Freveltaten zu vergeben.“ Und mit Endigung dieser Worte gab er seinen Geist auf. — —

Unterdessen erwartete der Minister unter einer peinlichen Ungeduld, daß der König das Urtheil über sein Schicksal sprechen sollte. Aber auf einer Seite feuerte den Monarchen sein tiefer Schmerz an, den Tod seiner Gemahlinn zu ahnden; auf der andern hielt ihn seine Pflicht, Melindens beleidigte Ehre zu rächen, und insonderheit das Beste seines Volks zurück. Endlich nahm Andreas das Wort: „ Sie haben meine Gemahlinn
„ umgebracht, Bancbanus; und diese
„ Mordthat erfodert unstreitig Ihren Tod.
„ Aber Sie sind aufs grausamste beleidiget
„ worden; und bewandten Umständen nach
„ hat es nicht anders kommen können, als
„ daß Ihnen die Königinn strafbar zu seyn
„ schien.

„ schien. Ich will die Sache nicht weiter
„ untersuchen; Sie sollen hiemit losgespro-
„ chen seyn. Wollte ich Sie auch strafen,
„ ich würde die Königinn doch nicht wieder
„ lebendig machen, und darüber einen wei-
„ sen Minister einbüssen. Eleonore war mir
„ theuer; aber das Beste meines Volks ist
„ meine erste Liebe. Gehen Sie, und kehren
„ Sie eilig nach Hungarn zurück. Fahren
„ Sie fort, in meinem Reiche die Ge-
„ rechtigkeit eben so genau und strenge zu
„ handhaben, als Sie Sich selber Recht
„ zu verschaffen wissen. Ich lerne nunmehr,
„ aber leider zu spät, daß die Abwesen-
„ heit eines Königs allemal schädlich für
„ sein Volk ist.“

Verzeichniß
einiger neuen Werke, und Schriften,
zu finden in der Joseph-Wolffischen Buchhandlung, in Augsburg,
1790.

Abriß der allgemeinen Kirchengeschichte. Nach dem Französischen verfaßt von P. Anselm Sartori ꝛc. Sechster Theil, das eilfte Jahrhundert enthaltend. gr. 8. 1790. a fl. 1. 15. kr.

Binghams, Jos. Alterthümer der Kirche, in einem Auszuge. Erster Band, gr. 8. 1788. a 54. kr.

— — dessen zweyter Band unter der Preße.

Das Bild unserer Zeiten, oder welche sind dermal die gefährlichsten Feinde großer Herren und Staaten? 8. 1790. a 6. kr.

Denis, Sammlung von Gedichten 5. und 6tes Bändchen. Die Psalmen, metrisch übersetzt von J. Zobel ꝛc. 8. 1790. a fl. 1. 30. kr.

Drey Reden über die zu weit getriebene Aufklärung. Von einem Weltpriester. 8. 1790. a 12. kr.

Farbenarkana, neuentdeckte, auf Zizze, Cotton, und Leinwandt zu drucken, zu mahlen, oder zu schildern: alles aus wirklicher Erfahrung bewährt. 8. 1790. a 9. kr.

Fleury, *Claudii*, Historiæ Ecclesiasticæ Tomus LXXVIII. 8. 1790.

— — ejusdem Libri Tomus LXXIX. Sub prælo.

Hand:

Handbuch der Religion, und Moral, in lehrreichen, und erbaulichen Lesungen für alle Stände, und für alle Taze des Kirchenjahrs. 2. Bände gr. 8. 1790. a fl. 3. —

Hiller, Blasius, Gelegenheitsreden. 8. 1790. a 36. kr.

Kämpfs, Joh. Abhandlung von den Krankheiten des Unterleibs, in einem neuen Auszuge, mit 2. Kupfertafeln. gr. 8. 1790. a 36. kr.

Kochbuch, augsburgsches, von J. S. Weilerinn. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1790. a 1. fl. 30. kr.

Merz, Aloys, zwo Kanzelreden über einige dispensirte Feyertage. 8. 1790. a 6. kr.

Neumann, J. N. Th. Wegweiser zum Leben für die Hebräer. 8. 1790. a 45. kr.

Sacy, le Maitre de, Erklärung der heiligen Schrift, nach dem buchstäblichen und geistlichen Verstande ꝛc. Sechster Band, das 1. 2. u. 3. Buch der Könige enthaltend. gr. 8. 1790. a fl. 1. 45. kr.

— — dessen siebender Band **unter der Preße.**

Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geschichten zehnter Band. 8. 1790.

— — neue, auserlesener Kanzelreden ꝛc. 20ster Band. 8. 1790.

Zeilers, Georg, Trauerrede auf den Tod Josephs des zweyten, R. K. Fol. oder gr. 8. 1790.

Zobels, J. die Psalmen metrisch übersezt und mit den nothwendigsten Anmerkungen. 2. Bändchen 8. 1790. a fl. 1. 30. kr.

Staatsbibliothek
Bamberg
Bibl. des Histor. Vereins

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geschichten, zur Bildung der Rechtschaffenheit und Tugend aus größern Werken und fremden Sprachen zusammengetragen
Bd.: 10

Augsburg (1790)

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.Slg.146(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11697152-3
VD18 80056415-001